

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Seiner Herrlichkeit zum Troß.

Von Mrs. Forrester. — Autorisierte Uebersetzung.

Nachdruck verboten.

1. Kapitel.

Wen laden wir für die Zeit, da er zu uns kommt, zum Besuche ein, George? ich meine, welche junge Mädchen unserer Bekanntschaft?

„Kein einziges junges Mädchen, liebe Mutter. Das Verlockende an meiner Einladung war ihm gerade mein Versprechen, ihn hier mit keinem weiblichen Wesen, außer mit dir, zusammenzubringen.“

„Wenn ich mir die Frage erlauben darf, wo soll ich während der Anwesenheit Seiner Herrlichkeit bleiben? Soll ich vielleicht so lange aus dem Hause?“ fragt ein junges Mädchen, das mit einer Stickerie am Fenster sitzt.

„Du zählst nicht mit, liebes Kind.“

„Danke bestens. Höflich wie immer!“

„Warum ist Lord Lytton ein so geschworener Damenfeind?“ fragt Mrs. Temple.

„Er meidet sie, weil sie ihn zu Tode quälen. Sieh — er ist ein Lord, er hat 20 000 Pfund jährliches Einkommen — er ist ein schöner Mann — das sind alles Gründe für die Damen, ihm nachzustellen. Jede Mutter einer heiratsfähigen Tochter, jedes junge Mädchen macht ihm den Hof — sie lassen ihm faktisch keinen Augenblick Ruhe. Wenn du wüßtest, wie er sich über dies Gebahren fortwährend zu ärgern hat, würde es dich gar nicht wundern, daß er den Damen aus dem Wege geht, wo er irgend kann.“

„Ich glaube immer“, bemerkt Miß Ellen, indem sie eifrig an ihrer Arbeit sticht, „in den fashionablen Kreisen sei es nur Sitte, daß die Herren verheirateten Damen den Hof machen, und umgekehrt. In diesem Falle wäre er ja außer Gefahr, die verheirateten Frauen können unmöglich Absichten auf seine Hand haben.“

„Nein, beim Zeus, das können sie nicht. Aber wenn du meinst, verheiratete Frauen seien ungefährlicher als unverheiratete, so irrst du. Es hat einen ganz besonderen Reiz für einen Mann, eine schöne junge Frau, die bereits einem anderen angehört, zu verehren, von ihr geliebt zu werden.“

„George!“ unterbricht Mrs. Temple ihn und runzelt ernst die Stirn.

„Weißt du, George“, sagt Ellen, „was das Gescheiteste wäre, was dein Freund thun könnte? Er müßte ins Kloster gehen, bis dahin wird ihm doch hoffentlich niemand nachstellen. Aber er kann unbesorgt herkommen, hier soll er eben so sicher daran sein. Wie du ja eben so höflich bemerktest, zähle ich nicht mit, und selbst wenn ich es thäte,“ setzt sie, plötzlich sehr energisch werdend, hinzu, „gibt es in meinen Augen nichts Widerwärtigeres und Abgeschmackteres, als einen eingebildeten jungen Geden, der fest überzeugt ist, daß jedes Mädchen, das ihm nur einen flüchtigen Blick schenkt, sterblich in ihn verliebt ist.“

„So ist er durchaus nicht“, ruft George warn, „denn wenn er eitel wäre, würde ihm dies Hofmachen schmeicheln, würde er es ruhig als etwas ihm Gehührendes hinnehmen. Er fühlt sich aber so unangenehm dadurch berührt, weil er weiß, daß es nur dem gilt, was er hat, aber nicht dem, was er ist.“

„In jedem Falle ist er sicher vor mir. Ich werde ihn weder ansehen, noch mit ihm sprechen. Und wenn ihm mein Anblick allein Furcht einjagen sollte, so kannst du ihm zur Beruhigung sagen, ich sei taub oder stumm, oder ich sei dazu bestimmt, Nonne zu werden, oder was du für geeignet hältst, seinem männlichen Herzen Mut einzusößen, damit er das Zusammensein mit mir ertragen kann.“

„O, er weiß, daß du hier bist, ich habe ihm von dir erzählt. Ich sagte ihm, er würde meine Cousine bei uns finden, die würde ihn nicht weiter belästigen, sie sei so wild wie ein Junge und würde sich wenig um ihn kümmern.“

„Ich will dich nicht Lügen strafen“, sagt Ellen trocken. „Vor meinem Belästigen ist er sicher.“

„Sei nur nicht gleich so schnippisch, kleines Ding, ich wußte nicht, daß dir etwas an Herren liegt, es scheint ja aber der Fall zu sein. Wenn dein Herz nach einem Courtmacher verlangt, werde ich Charlie Wilson einladen, der kann dir Komplimente sagen, so viel du begehrst.“

Ellen wirft ihrem Vetter einen zornblitzenden Blick zu, der diesen jedoch nicht erzürnt, sondern belustigt,

denn er steht von seinem Sitz auf, tritt an das junge Mädchen heran, legt seinen Arm um ihre Schulter und küßt lachend ihre rosige Wange. Er und seine beiden Brüder betrachten Ellen vollständig als Schwester, sie ist seit dem Tode ihrer Eltern, seit ihrer frühesten Kindheit, bei ihnen, und es kommt daher keinem von den drei Brüdern der Gedanke, sie in anderem Lichte zu sehen. Sie war abwechselnd ihre Gefährtin, ihre Skavin, ihre Tyrannin, die Teilnehmerin ihrer Kinderstreiche, ihrer kleinen

Sorgen und Freuden, wie sollten sie da imstande sein, ein anderes Urtheil über ihr Äußeres, ihr Inneres, ihre etwaige Anziehungskraft für andere Männer zu haben, als Brüder es ihren Schwestern gegenüber haben! Sie ist Ellen und weiter nichts, und daß ein anderer sie vielleicht mit andern Augen betrachten würde, kommt ihnen gar nicht in den Sinn.

Ellen liebt die Jungen ihrerseits ebenfalls sehr. Sie ist jetzt neunzehn Jahre alt und hat ihr ganzes Leben bei ihrem Onkel



Der Dorfschneider. Gemälde von Müller-Lingke.

Photographie-Verlag von Brad und Fehner.

und ihrer Tante auf dem Lande, in der denkbar ruhigsten Häuslichkeit zugebracht. Es ist nie die Rede davon gewesen, sie in die Gesellschaft einzuführen, oder nach einem passenden Manne für sie umzusehen. Sie hat nicht einen Schilling im Vermögen und darf daher keine Ansprüche machen, der vornehmen Welt vorgestellt zu werden; aber sie trägt auch kein Verlangen danach, sie ist sehr glücklich hier im Hause, in dieser Familie, zu der sie ganz gehört, in der jeder sie, in der sie einen jeden liebt, und Mr. und Mrs. Temple, der ihr ruhiges Leben zur zweiten Natur geworden ist, sind froh, daß sie es nicht nötig haben, nach London zu gehen und den dortigen Trübel und die dortigen geräuschvollen Vergnügungen mitzumachen.

George, der älteste Sohn, ist Offizier; der zweite, Mark, lebt auf dem Gute, und Jack, der jüngste, studiert in Oxford. Dem jungen Soldaten fällt es selten einmal ein, einen oder den anderen seiner Kameraden in das Elternhaus zum Besuch mitzubringen, er glaubt, sie müssen sich in dem einförmigen Leben langweilen, und seinen Eltern lege er um ihretwillen Unbequemlichkeiten, Zwang und Abweichen von den ihnen liebge gewordenen Gewohnheiten auf. Mit Lord Lytton ist es jedoch etwas Anderes. Er dankt Gott, einmal für kurze Zeit den großen Gesellschaften und Einladungen, den Nachstellungen der Mütter und Töchter zu entgehen, und schießen und jagen kann er, wenn er Lust hat, auch hier. Lytton sprang fast vor Freude über die Einladung, die ihm in durchaus nicht besonders höflicher und schmeichelhafter Weise von George vorgebracht wurde.

Ellen blieb auf ihrem Zimmer und kam erst, nachdem die Glocke zum Mittagessen geläutet hatte, nach unten. Lord Lytton wurde ihr vorgestellt, sie machte ihm eine Verbeugung und wandte sich dann zu ihrem Onkel und ihren beiden Vettern, mit denen sie nachfolgte, während der Gast Mrs. Temple den Arm bot und mit ihr voraus in den Speiseaal ging. Sie setzte sich absichtlich zwischen Mr. Temple und Mark, um Lord Lytton nicht ihre unangenehme Nachbarschaft aufzuzwingen. Bei Tische war sie lustig und voll heitiger Einfälle wie immer, sie schien es ganz vergessen zu haben, daß überhaupt ein Fremder da war, wenigstens existierte er für sie nicht. Er sah ein paar mal ahnungslos und freundlich nach ihr herüber, denn vor der kleinen Cousine brauchte er nicht Angst zu haben, George hatte ihm ja gesagt, sie sei ein halber Junge und würde sicherlich keine Absichten auf ihn haben. Sie war wirklich ein recht hübsches Mädchen, mit lachenden Augen, die ihm ganz besonders gefielen; freilich, welche Farbe diese Augen hatten, hätte er nicht sagen können, da sie nie nach ihm hinblickte. Ob George ihr etwas über ihn gesagt hat? er fürchtete es fast, denn sie ignoriert ihn ganz entschieden mit Absicht, das erkennt er bald, — es wäre schändlich von ihm, wenn er es gethan hätte. Obgleich Mrs. Temple eine sehr liebenswürdige, gesprächige alte Dame war, machte ihm die Unterhaltung mit ihr keinen rechten Spaß, sondern er bemühte sich fortwährend, etwas von den Scherzen und Redereien aufzufangen, die zwischen Ellen und ihrem Vetter Mark herüber und hinüberflogen.

Lytton erinnerte sich ganz deutlich seiner vertraulichen Mitteilungen über das schöne Geschlecht zu George, sollte der unbedachte junge Burche dieselben in Gegenwart seiner Cousine wiederholt haben? Das wäre ihm sehr unangenehm. Aber vielleicht würde es der Macht seiner Person gelingen, den nachteiligen Eindruck, den solche Reden auf sie gemacht haben mußten, zu verwischen. Er faßte den Entschluß, sich später zu ihr zu setzen und den Liebenswürdigen zu spielen, einem kleinen Mädchen vom Lande gegenüber müßte es ja eine Kleinigkeit sein, eine gute Meinung von sich beizubringen, davon war er überzeugt.

Nach Tische gingen die Herren in das Rauchzimmer. Als sie zu den Damen zurückkehrten, sagte George:

„Lys, Sie lieben Musik sehr, wie ich weiß. Meine Cousine Ellen hat eine famose Stimme, und wissen Sie, sie singt so — so gefühlvoll, so rührend — so erschütternd, ich sage Ihnen, sie singt famos.“

„Es wäre reizend von ihr, wenn sie uns etwas vorsänge,“ erwiderte seine Herrlichkeit mit höflicher Bereitwilligkeit.

„Ellen, mein Engel,“ sagte George, auf das junge Mädchen zutretend, „du sollst uns etwas vorsingen. Lytton schwärmt für Musik, ganz besonders aber für solche Lieder, in denen von gebrochenen Herzen die Rede ist. Du weißt doch, welche ich meine.“

„Lord Lytton bekommt gewiß derartige aus tiefstem Herzen kommende Lieder oft zu hören?“ bemerkte Ellen mit spöttischem Blick, der halb George, halb Lytton galt, und beide in Verlegenheit setzte.

„Kommt, kommt, laß dich nicht nötigen, Kleine,“ und George wollte sie zum Klavier führen.

„Laß mich,“ entgegnete Ellen, „ich will jetzt mit Onkel Schach spielen. Außerdem singe ich zu schlecht, um mich vor Fremden hören zu lassen.“

„Sind wir vielleicht Fremde?“

„Du nicht,“ antwortete sie lachend, „aber Lord Lytton, den ich heute zum erstenmale sehe, muß ich leider in diese Kategorie stellen.“

„Sei nicht unartig,“ sagte George, ebenfalls lachend. „Wir haben nun einmal Lust dich zu hören, enorme Lust, nicht wahr, Lys?“

„Allerdings,“ gab der junge Mann ernst zu, „ich wäre glücklich, wenn Sie uns ein kleines Lied zum Besten gäben.“

„Es thut mir aufrichtig leid,“ versetzte Ellen, „aber ich spiele jeden Nachmittag mit Onkel Schach und kann ihn deshalb nicht sitzen lassen.“

„Das dumme Schachspiel!“ rief George, dann wandte er sich an seinen Vater: „Läßest du Ellen vielleicht heute Abend frei, Papa?“

„Gewiß — gewiß, wenn Ihr es wünscht,“ erwiderte Mr. Temple freundlich.

„Ich will aber nicht freigelassen werden,“ rief Ellen, eilte zum Seitentisch und nahm das Schachbrett von demselben.

„Du eigensinniger kleiner Affe,“ sagte ihr Vetter. „Wirst du singen oder nicht?“

„Ich bin heute gar nicht bei Stimme — hörst du nicht, wie heiser ich bin?“ entgegnete sie mit schelmischem Lachen.

George ging erzürnt von ihr fort. Was war in das Mädchen gefahren? Gewiß wollte sie sich Lytton gegenüber dadurch ein Air geben, daß sie sich nötigen ließ.

Lord Lytton fragte, ob es die Spielenden störe, wenn er

ihnen zuzähe, und als Mr. Temple ihm erwiderte, durchaus nicht, er fürchte nur, es sei ein sehr geringes Vergnügen, nahm er sich einen Stuhl und setzte sich zu ihnen hin.

Lord Lyttons Amusement bestand jedoch nicht darin, das Spiel, sondern Ellen zu beobachten. Zum erstenmal trat ihm hier ein hübsches junges Mädchen entgegen, das kein Wort, keinen Blick für ihn hatte, dem nichts daran zu liegen schien, sich ihm in günstigem Lichte zu zeigen. Ein hübsches Mädchen! Ja, war sie eigentlich hübsch? Sie war sehr zart, sehr schlank, aber was ihr den Hauptreiz verlieh, war das Sprühende, Pikante, Neidische ihres Wesens, das sich in ihrem Gesicht widerspiegelte. Sie war das, was man „fesselnd“ zu nennen pflegt, nur daß sie, wie es schien, keine Absichten hatte, jemanden zu fesseln, ihn am allerwenigsten. Er schien für sie überhaupt gar nicht da zu sein, sie widmete sich ihrem Spiel und rückte ihre Figuren mit einem Interesse, als habe sie die Anwesenheit einer dritten Person ganz vergessen. Von Zeit zu Zeit richtete Mr. Temple aus Höflichkeit das Wort an seinen Gast, sonst saß dieser stillschweigend da. Das Neue der Situation amüsierte ihn jedoch eher, als daß es ihn ärgerte. Ungefähr 20 Minuten später kam George zurück und forderte Lytton auf, zu ihm ins Rauchzimmer zu kommen. Lytton erhob sich bereitwillig.

„Gute Nacht, Ellen,“ sagte George, „ich bin böse auf dich und kann dich gar nicht mehr leiden.“

„Bitte, sei wieder gut, George,“ antwortete sie heiter, „sonst kann ich sicher die Nacht kein Auge zutun.“

„Versprichst du mir dann aber auch, morgen zu singen?“

„Ja.“

„Gut, dann verzeihe ich dir.“ Und er schüttelte ihr herzlich die Hand. Als Lytton sich mit derselben Absicht ihr näherte, nahm sie rasch etwas in die Hand und machte ihm nur eine kühle, steife Verbeugung.

Er zog verlezt seine Hand zurück und sagte:

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ erwiderte sie kühl.

Als die Schachpartie mit ihrem Onkel zu Ende war, ging Ellen an das Klavier und begann zu singen. Sie hatte keine große, aber eine angenehme, sympathische Stimme und ganz vorzüglichen Vortrag. Kaum hatte sie ein Lied beendet, als Mark ins Zimmer trat.

„Ich will dir nur sagen, Ellen, daß George wütend auf dich ist. Sie können dich nämlich im Rauchzimmer singen hören. Er macht dich vor Lytton schmachlich herunter, aber Lytton verteidigt dich, trotzdem du es eigentlich nicht verdienst.“

„Sehr großmütig von ihm,“ antwortete Ellen.

Am anderen Morgen erwachte Mrs. Temple mit heftigem Kopfschmerz, sie zog es daher vor, auf ihrem Zimmer zu bleiben, und beauftragte Ellen die Wirrin zu machen.

Als Lord Lytton erschien, setzte er sich an Ellens Seite und bemühte sich, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Aber sie, deren kleiner Mund nie jemandem eine Antwort schuldig blieb, hatte nur einsilbige „Ja“ und „Nein“ auf alles, was er sagte, zu erwidern. Nicht ein einziges Mal sah sie in seine Augen, obgleich diese es wirklich wert waren, angesehen zu werden, denn es waren wunderhübsche dunkelblaue Augen. Wenn er die Theetasse an den Mund führte, beobachtete Ellen ihn verstoßen und mußte sich geteuen, daß er ein hübscher Mann sei, aber sobald er wieder aufblickte, hatte sie den Kopf sofort halb abgewendet. Mark erschien etwas später, von dem Augenblicke seines Eintretens ab änderte sich Ellen, neckte ihn, lachte, und war ihm gegenüber der kleine Kobold, der sie immer war. Sie bot ihm fortwährend von allem, was auf dem Tische stand, an, und er ließ sich so ruhig und bequem von ihr bedienen, daß Lytton ganz zornig war und sich sagte, wenn er Frau oder Schwester hätte, würde er sie nicht so wie Sklavinnen behandeln noch sich derartig von ihnen bedienen lassen.

Die jungen Herren unternahmen nach dem Frühstück einen Spaziergang. Während seine Herrlichkeit sich die Plinke umhängte, sagte er:

„Wissen Sie, George, ich fürchte, Miß Ellen hat eine entschiedene Abneigung gegen mich.“

„D, was schadet das! Daran müssen Sie sich nichts machen,“ antwortete George, der die Pflicht der Höflichkeit, einen solchen Gedanken in Abrede zu stellen, gänzlich vergaß oder unbeachtet ließ. „Was liegt daran, was Ellen von Ihnen denkt! Ich habe ihr übrigens streng befohlen, daß sie Sie in Ruhe läßt. Vielleicht hat sie sich meine Worte zu Herzen genommen.“

„Ich wünschte, Sie hätten ihr das nicht gesagt,“ sagte Lytton erröthend. „Sie haben mich gewiß als einen eingebildeten, albernen Gecken gehildert.“

„Was denken Sie von mir!“ erwiderte George. „Ich habe Sie im Gegenteile sehr gelobt. Sie macht sich, glaube ich, im allgemeinen nichts aus Männern, — nur uns, ihre Angehörigen, hat sie lieb.“

Seine Herrlichkeit ärgerte sich über diese anmaßende Behauptung Georges. Erst hatte er das junge Mädchen gegen ihn eingenommen und dann rühmte er sich noch des Privilegiums ihrer Gunst. Lord Lytton liebte es wohl nicht, wenn die jungen Mädchen ihm zu sehr entgegenkamen, aber zwischen ihrem Entgegenkommen und diesem vollständigen Ignorieren seiner Person lag ein weiter Mittelweg, den man sehr wohl einschlagen konnte.

Nachdem sie von ihrem Spaziergange zurückkehrten, gingen die Herren in das Wohnzimmer, um eine kleine Erfrischung einzunehmen. George fragte Ellen, ob sie sich heute wieder zieren oder ob sie ihnen etwas vorsingen werde. Sie lachte herzlich und ging, ohne sich bitten zu lassen, auf das Klavier zu. Lytton, der ein großer Musikfreund war, setzte sich in den Schaukelstuhl in ihrer Nähe und lauschte mit Entzücken dem Gesange. George nahm während dessen die Zeitung vor und las sie, und Mrs. Temple, die sich jetzt etwas wohler fühlte, saß am Kamin und las eine andere Zeitung. Ellen sang drei einfache kleine Lieder, sie sang sie aber so reizend, daß Lytton ganz entzückt war.

„Bitte, bitte, hören Sie noch nicht auf!“ bat er, als sie aufstand und das Klavier verlassen wollte, mit großem Ernst. Er, der so gewohnt war, daß die Frauen seiner Bekanntschaft ihm jede Bitte, die er nur aussprach, erfüllten, bat das kleine Mädchen vom Lande, als thäte sie ihm mit der Gewährung dieses Wunsches den größten Gefallen. „Welche entzückende Stimme haben Sie! Ich glaube, ich könnte Ihnen stundenlang zuhören, ohne müde zu werden.“

„Sie sind sehr gütig, Lord Lytton,“ entgegnete Ellen sehr bescheiden. „Ich fühle mich durch Ihr Lob geehrt.“

„Aber sie machte keine Anstalt, seine Bitte zu erfüllen.“

„Singen Sie noch etwas, bitte,“ bat er noch dringender. „Jetzt nicht,“ erwiderte sie. „Ich habe meiner Tante versprochen, ihr vor Tische etwas Wolle aufzuwickeln.“

Und sie schlüpfte an ihm vorüber, nahm ein Päckchen roter Wolle, das in ihrem Arbeitskorbe lag, und begann sie zu entwirren.

Lytton blieb ärgerlich am Klavier stehen. War es möglich, daß er, dem die vornehmsten Damen Londons thaten, was sie ihm an den Augen absehen konnten, vergebens das kleine Mädchen vom Lande um etwas gebeten hatte? Sie hatte ihm ziemlich schnippisch geantwortet, was dachte sie sich eigentlich? Und doch zog es ihn wieder zu ihr hin, er folgte ihr an den Kamin nach und fragte so freundlich, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen:

„Darf ich Ihnen vielleicht die Wolle halten?“

„Um Gotteswillen,“ entgegnete Ellen, „wie können Sie nur an etwas so Unpassendes denken! Sie, Lord Lytton, mir die Wolle halten!“

„Es würde mir aber Vergnügen bereiten, es zu thun.“

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, ich danke Ihnen sehr. Ich werde ganz gut allein damit fertig.“

„Ich gehe nach oben, um ein paar Briefe zu schreiben,“ sagte Lytton, zornig über diesen Eigensinn, zu George, und verließ, ohne Ellen noch einen Blick zu schenken, das Wohnzimmer. Er schrieb auch wirklich zwei Briefe in seinem Zimmer, dann zog es ihn wieder nach unten. Noch ehe er in das Wohnzimmer trat, hörte er schon lustige Stimmen und fröhliches Lachen. Als er die Thür öffnete, sah er Ellen und Mark, die am Kamin standen und das geistreiche sogenannte „Wiegenspiel“ mit einem langen Faden roter Wolle spielten, den einer von ihnen um die Finger geschlungen hatte, der andere mußte ihn abheben und dabei eine andere Figur aus ihm bilden, jedes Mal veränderte sich die Figur beim Abheben. Ellen war so in das interessante Spiel vertieft, daß sie Lyttons Anwesenheit gar nicht zu bemerken schien, Mark dagegen begrüßte ihn herzlich, ohne sich jedoch weiter stören zu lassen.

Lytton bemerkte, daß Ellen kleine, weiße, schöngeformte Hände hatte, sie trug keinen Ring, und merkwürdigerweise fand Lytton plötzlich, daß eine schöne Hand viel schöner ohne Schmuck aussehe, als wenn an ihren Fingern Brillanten blitzen.

Mark wurde hinausgerufen, und seine Herrlichkeit blieb mit Ellen allein. Sie nahm die fortgeworfene Wolle wieder auf und begann sie zu wickeln, Lytton sah ihr eine Weile schweigend zu, dann sagte er:

„Ich möchte gern heute Abend neben Ihnen bei Tische sitzen.“

„Ich sitze immer neben Mark,“ erwiderte sie.

„Eine kleine Abwechslung ist mitunter ganz angenehm. Wollen Sie mich nicht zum Tischnachbar haben?“

„Ich fürchte,“ sagte sie in unschuldigem Tone, „Sie würden sich an meiner Seite sehr langweilen. Ich weiß gar nicht, worüber ich mich mit Ihnen unterhalten sollte, da ich weder Ihre Bekannten noch Ihre Vergnügungen in London kenne.“

„D, wir würden schon ein Gesprächsthema finden, das uns beide interessiert,“ rief Lytton warn. „Es ist ja durchaus nicht nötig, daß wir über Menschen sprechen.“

„Nun gut, wenn ich ganz offen sein soll, Lord Lytton,“ sagte sie, anscheinend in aller Unschuld, aber eine Welt von Mutwillen lachte aus ihren spitzbühlichen Augen, „ich versprach George fest, Sie in Ruhe zu lassen, nicht mit Ihnen zu sprechen, und Sie wissen, sein Wort muß man halten.“

„Sie versprachen George?“ wiederholte Lytton, sichtlich rot und verwirrt werdend, „wie kamen Sie darauf, ihm ein solches Versprechen abzulegen.“

Ellens Herz klopfte heftig. Sie hatte brennende Lust, diesen jungen Mann, der eine so hohe Meinung von sich hatte, der sich einbildete, jedes Mädchen sei unrettbar verloren, sobald sie seine Bekanntschaft gemacht habe, recht tüchtig zu ärgern, aber sie fühlte, daß es nicht sehr höflich von ihr als Nichte des Wirtes wäre, wollte sie ihrem Gelüste folgen. Und dann, mochte sie es zugeben oder nicht, in ihrem Herzen sprach etwas für ihn. Er war so hübsch, hatte so gewandte Manieren, ein so ritterliches Wesen, und kurz und gut, er gefiel ihr wirklich. Aber sie war um feinetwillen gedemütigt worden, es war ihr angefangen worden, ihn in Ruhe zu lassen, ihn nicht zu belästigen, und eine derartige Beleidigung vergißt ein empfindliches junges Mädchen nicht so leicht, diesen Schimpf mußte sie an ihm rächen, sie durfte ihn nicht auf sich sitzen lassen. Es fiel ihr gar nicht ein, Absichten auf ihn zu haben, und wir müssen es zu ihrer Ehre eingestehen, daß sie überhaupt auf niemanden Absichten hegte, daß sie nie an Heiraten dachte, sie war von der Gegenwart ganz befriedigt, fühlte sich in ihr ganz glücklich, und weiter hinaus gingen weder ihre Wünsche noch ihr Sehnen.

Ihre Unterlippe zuckte versänglich, aber sie bezwang sich, und (denkt Euch, diese kleine Schauspielerin!) sagte, indem sie ihm ganz unschuldig ins Gesicht blickte:

„Sehen Sie, George hat uns ein Bild Ihrer Leiden und Qualen entworfen, das uns fast zu Thränen rührte. Er erzählte uns, wie Sie mit keinem Mädchen sprechen könnten, ohne daß diese Ihnen den Hof zu machen beginnen, wie alle Frauen Londons, alte und junge, Ihnen nachstellen und wie Ihnen dadurch Ihr Leben vollständig verbittert sei. Er sagte, Sie hätten nur unter der Bedingung eingewilligt hierher zu kommen, daß man Sie hier ganz in Ruhe ließe, und Sie hätten erst dann die Einladung angenommen, als er Ihnen das Versprechen abgelegt hatte, Sie sollten hier kein weibliches Wesen, außer Mrs. Temple und — und dabei sieht sie ihn groß in die Augen — „ein Mädchen vom Lande, das ein halber Junge sei, zu sehen bekommen.“

Kein Mensch liebt es, sich lächerlich gemacht zu sehen. Lytton ist zum erstenmal in seinem Leben in dieser Lage und sie mißfällt ihm ganz außerordentlich. Er ist es gewohnt, von den Frauen zuvorkommend und überaus freundlich behandelt zu werden und hat sich diese Behandlung als etwas ihm natürlich Zufommendes gefallen lassen. Er hat wohl auch oft im stillen darüber gelacht und gemeint, er verdiene denn doch so viel Liebenswürdigkeit nicht, aber eine derartige Behandlung, wie sie ihm von diesem kleinen Landmädchen zu teil wird, ist

denn doch noch viel unverbienter, als die andere. Sie benimmt sich ja gerade so, als habe sie es sich zur Aufgabe gemacht, ihn zu verlesen. Er erinnert sich seiner Schulzeit in Eton und daß ihm jetzt genau so zu Mut ist, wie damals, wenn er Strafpredigten zu hören bekam.

„Bin ich denn für alle Dummheiten, die George spricht, verantwortlich?“ sagt er mit vor Ärger bebender Stimme. „Wenn er mich als einen eingebildeten Esel geschilbert hat...“

„George hat noch nie in seinem Leben eine Lüge gesprochen,“ unterbrach Ellen ihn. „Können Sie es leugnen, daß Sie Ihr Herkommen von der Bedingung, in Ruhe gelassen zu werden, abhängig machten?“

„Er hat meine Worte entstellte wiedergegeben,“ sagte Lytton. „Ich meinte — ich wollte damit sagen —“

„Sehen Sie, Lord Lytton,“ unterbricht sie ihn wieder, „civilisierte Menschen und Wilde haben in allem verschiedene Ansichten. Ich bin so eine Art Wilde und immer auf dem Lande gewesen, daher kann ich mich unmöglich zu dem Standpunkte der Londoner Damen aufschwingen. Zu meinen Augen sind Sie dadurch, daß Sie ein Lord mit so und so viel tausend Pfund jährlichen Einkommens sind, nichts mehr, als jeder andere Mensch. Deshalb kann ich aus diesem Grunde nicht freundlicher zu Ihnen sein, und — sie scheint beschloffen zu haben, ihm zum Abschied noch einen Hieb zu versetzen — „und es wird mir wirklich gar nicht schwer, mein George gegebenes Versprechen zu halten.“

Damit verläßt sie ihn. Er bleibt wütend am Kamin stehen. Zum Unglück tritt George in paar Minuten später ins Zimmer und findet ihn so verdrießlich, daß er teilnehmend und gutmütig fragt: „Was ist Ihnen, alter Junge? Haben Sie sich über etwas geärgert?“

Lytton braucht nur ein Opfer, an dem er seinen Zorn auslassen kann, und hier hat er es gefunden.

„Ich hätte Ihre Einladung hierher nicht angenommen,“ sagt er steif und kalt, „wenn ich geahnt hätte, daß Sie mich Ihrer Familie als lächerlich geschilbert, daß Sie einen Narren, einen Esel aus mir gemacht hatten —“

„Was der Teufel ist in Sie gefahren?“ unterbricht ihn George verwundert.

Aber seine Herrlichkeit lassen ihn nicht zu Worte kommen, sondern fahren fort:

„Was in mich gefahren ist? Ihre Cousine ist ein reizendes, lebenswürdiges, unschuldiges, unverdorbenes Mädchen, das mir gewiß freundlich entgegengekommen wäre, wenn Sie sie nicht von vornherein durch Ihre schmeichelhafte Schilderung meiner Person gegen mich eingenommen hätten. Sie giebt sich gar nicht die Mühe, mir ihre Verachtung zu verbergen. Und daran ist niemand schuld als Sie.“

Georges blaue Augen werden vor Staunen noch einmal so groß.

„Ihre Verachtung! Ellens Verachtung!“ sagt er in einem für das junge Mädchen wenig schmeichelhaften Tone.

„Was ich im Vertrauen zu Ihnen sprach,“ fährt Lytton immer heftiger werdend hinzu, „dürften Sie nicht Ihrer Familie wiedererzählen. Das war schlecht von Ihnen. Ich werde mich in Zukunft Ihnen gegenüber hüten. Was nützt es Ihnen, ja was haben Sie davon, daß Sie mich zum Gespött der Damen hier im Hause gemacht haben?“

„Seien Sie kein Narr, alter Junge,“ ruft George. „Ich sagte Ellen nur an, sie solle Sie nicht belästigen. Das dumme kleine Ding! Was hat sie denn gesagt, um Sie so aufzubringen? Aber dafür soll es ihr schlecht gehen! Ich will ihr die Ohren vom Kopfe reißen.“

„Sie werden ihr nichts thun,“ sagt Lytton. „Wenn Sie nur ein Wort über diese Sache zu ihr verlieren, verlasse ich morgen, auf Ehre! Ihr Haus.“

Aber George kann, als er Ellen später allein im Korridor trifft, seine Gefühle nicht zurückhalten; er faßt sie bei den Armen, schüttelt sie gehörig durch und sagt:

„Du Affe! du Unglück anrichtender kleiner Affe, was hast du mit Lytton vorgehabt?“

„Ich habe ihn in Ruhe gelassen,“ erwidert sie, „und das werde ich auch ferner thun, so lange er hier ist, — nur aus Gefälligkeit für dich, lieber Junge.“

„D, du bist ebenso abscheulich wie alle anderen Frauen,“ sagt George empört. „Du bist ja eine richtige kleine Kofette und machst es nur umgekehrt wie die anderen. Dieser Haug zum Kofettieren muß doch mit euch geboren sein, wo solltest du ihn sonst herhaben?“

„Ich habe durchaus nicht die Absicht, mit seiner Herrlichkeit zu kofettieren,“ lacht sie. „Grüße ihn von mir und sage ihm, er ist vor mir so sicher, als hätten wir uns noch nie gesehen.“ Und sie macht sich von ihm los und eilt ihrer Wege.

Lytton zeigt bei Tische ein so demütiges, bescheidenes Wesen, wie George es noch nie an seinem Kameraden bemerkt hat, er ist so aufmerksam und lebenswürdig gegen seine Wirtin, als bemühte er sich, ihr eine günstige Meinung über sich beizubringen, den schlechten Eindruck zu verwischen, den Georges Erzählung etwa bei ihr hervorgebracht hat. Ab und zu blickt er zu Ellen hinüber, die in heiterster Stimmung mit ihrem Dintel und ihren Vettern plaudert. Wie hübsch ist sie! wenn sie doch zu ihm spräche wie zu den anderen! Es ist ein ganz neues Gefühl, das Lytton empfindet; ist es Eifersucht, Neid? er weiß es nicht, aber er gäbe weiß Gott was darum, dies reizende Naturkind besser gegen sich gesinnt zu wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem alten Hannover.

V.

Nachdruck verboten.

Das königliche Theater verfügte über ausgezeichnete Kräfte, und mir, wie meinen Kameraden, war durch königliche Munizipalitäten die schönste Gelegenheit geboten, mich an den Musteraufführungen der poetischen und musikalischen Meisterwerke zu erfreuen. Jeder in der Hauptstadt garnisonierende Offizier mußte nämlich ein Abonnement für Parquet nehmen, aber der Lieutenant erhielt daselbe für den beispiellos niedrigen Preis von 2 Thalern und 2 Gutzgroßen für zwanzig Vorstellungen. Die höheren Chargen zahlten ein Geringes mehr, und den Fehlbetrag deckte die Schatzkassa. Die Einrichtung stammte noch aus dem alten Theater neben dem Schlosse, das in seiner winkligen Enge eigentlich viel gemüthlicher gewesen war, als das

prächtige neue Haus auf dem Windmühlenberge, dem es hatte weichen müssen. Doch auch in letzterem war die Hälfte aller Parquetplätze für die Offiziere bestimmt, und ganze Reihen derselben zu diesem Zwecke durch das bezeichnende M. kenntlich gemacht; der Preis der Militärabonnements war nicht erhöht worden, doch mußten sich wegen Verstärkung der Garnison um mehrere Bataillone vielfach zwei Offiziere in ein Abonnement teilen. Fast ein Decennium hindurch habe ich meinen bestimmten Platz in der ersten Reihe links innegehabt, habe mit Entzücken den Tönen eines Niemann, eines Wachtel und Beeg gelauscht, die gleichzeitig in Hannover engagiert waren, und bin schließlich zum musikalischen Feinschmecker geworden, der eine Oper nur noch seiner Lieblingsstellen wegen besuchte. Merkwürdigerweise gelang es nicht, nach dem Tode der Frau Nottes, welche dem hannoverschen kunstsiebenden Publikum als der Zubegriff aller Vollkommenheit in gesanglicher Beziehung gegolten hatte, eine Sängerin von erster Bedeutung wieder an die Hofbühne zu fesseln, denn Fräulein Weiß, welche einen derartigen Anspruch hätte erheben können, verließ die Bretter, welche die Welt bedeuten, nach ihrer Verheiratung mit dem Kapellmeister Joachim, dem berühmten Geiger. Dafür erschien wer irgend einen Namen hatte als gefeierter Gast in Hannover. Wie die Oper, so hatten auch Schauspiel und Lustspiel erste Größen aufzuweisen. Neben Marie Seebach, der tragischen Liebhaberin, glänzte die vielumworbene Frau von Wändorff, und die meisten der Damen, welchen später eine große künstlerische Laufbahn beschieden gewesen ist, Luise Ehrhardt, Fräulein Ulrich und viele andere, sind kürzere oder längere Zeit an der hannoverschen Bühne beschäftigt gewesen, ganz zu geschweigen von einem bewährten Stamme solcher Künstler und Künstlerinnen, die mit der Stadt und ihrem Publikum so verwachsen waren, daß ohne sie das Theater eigentlich gar nicht gedacht werden konnte. Wer könnte, um nur ein Beispiel für viele anzuführen, die beiden Komiker Roderich von Lehmann, der längst gestorben, und Behrendt, der heute noch an der Stätte seiner langjährigen Triumphe wirkt, je vergessen, wenn er sie einmal als Robert und Vertram oder in einer andern Hauptrolle gesehen hatte?

Im allgemeinen traten nur einzelne Mitglieder des Bühnenpersonals und auch diese nur bei besonderen Veranlassungen in Verkehr mit den Gesellschaften. Andererseits war die Stadt wohl noch zu klein, um dem heitern Völkchen die Möglichkeit zu geben, zu eigener, zwangloser Geselligkeit unter sich zusammenzutreten. Aus diesen Gründen sollen die hannoverschen Theaterverhältnisse, trotz mancher anderer Vorteile, vielen von auswärts neu herzukommenden Künstlern so wenig behagt haben, daß sie die Zustände mit „dem Leben im Kloster“ verglichen. Wen nicht ausgesprochene Neigung in nähere Verbindung zu den Künstlerkreisen brachte, dem bot sich wenig Gelegenheit dazu. Deshalb habe ich eigentlich gar keine Bekanntschaften mit den Größen der Bühne aufzuweisen. Ebensovienig ist es mir je gelungen, mich selbst bei hervorragenden Leistungen auf der Bühne für den Träger der Rolle so recht warm und von innen heraus zu begeistern. Ich habe niemals über dem Künstler den Menschen vergessen können und stets bei allem Glanze der Außenwelt auch des „revers de la médaille“ gedacht.

Nur Albert Niemann, dessen schöpferische Gestaltungskraft auf der Bühne so viele enthusiastische Verehrer zählte, wie die Stadt Einwohner, riß mit seinem herrlichen Gesang und hochdramatischen Spiel mich jedesmal in dem Grade mit sich fort, daß ich die Welt um mich herum vergaß. An der allgemeinen Bewunderung des Sängers konnten auch die zahlreichen Extravaganzen in dessen Privatleben nichts ändern, die sich dem Gerüchte nach bis zu einer Herausforderung an den Intendanten Grafen Platen zum Duell verstiegen haben sollten, und deren Aufzählung einen ganzen Band füllen würde. Vermuthlich würde der treffliche Sänger auch heute noch die gleiche Wirkung auf mich ausüben. Aber ich habe den Nerven in der Zeit seiner schönsten Entfaltung gekannt, habe ihn seit länger als zwanzig Jahren nicht gehört und will mir das glänzende Bild nicht verkümmern lassen, das meine Einbildungskraft mir bewahrt hat. Ich gehe nicht mehr in die Oper und fühle überhaupt keine Neigung zum Theaterbesuch, seit ich die liebgewonnene Nummer 13 habe aufgeben müssen.

Was aber fing der Mensch nach dem Theater an?

Wer heutigen Tags das Bedürfnis fühlt, zu so später Stunde noch seinen innern Menschen zu erlaben, dem bietet sich nicht nur in Berlin, sondern in fast allen Städten des deutschen Reichs dazu die Gelegenheit in zahlreichen „Echten Bierstuben“. Beim Pichor, beim Schützenlied und Mündner Rindl, beim Spaten oder wie die vortrefflichen „Bräues“ alle heißen mögen, trifft man sich am Stannmischen zusammen, um zu plaudern, oder auch um auf der langen, „reichhaltigen“ Tageskarte sich einen leckern Bissen zum Abendbrot auszuwählen. Zu der Zeit, von der ich rede, kamnte man derartige Bierlokale in Hannover überhaupt nicht. Bayerisches Bier ward nur flaschenweise in den besseren Restaurants verkauft, die man aufzusuchen hatte, wenn man abends noch Hunger und Durst stillen wollte. Das geschah wahrscheinlich oft genug, im übrigen begab sich der solide junge Mann, wenn er nicht den Thee im Kreise einer befreundeten Familie einnahm, nach dem Theater in seinen Klub.

Die Harmonie, der ich, dem Beispiel anderer Kameraden folgend, beigetreten war, hatte ihr Heim in dem weitläufigen ersten Stock eines langgestreckten Schlosses und des Palais auf der Straße unweit des königlichen Schlosses und des Palais aufgeschlagen, in dem König Ernst August bis zu seinem Tode Hof gehalten hatte. Jetzt stand das Palais leer, die Thore waren geschlossen und die niedrig über dem Boden gelegenen Fenster im Erdgeschoß blieben stets verhängen. An einem derselben war der Lieblingsplatz des verstorbenen Monarchen gewesen, und ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich als kleiner Kadett, die Hand an der Mütze, voll ehrfurchtsvoller Scheu zu dem scharf geschnittenen, energisch schönen Herrscherantlitz hinter den Scheiben aufgeschaut hatte. Von jenem Fenster aus hatte der König 1848 zum Volke gesprochen und sich, der Abmahnungen seiner Minister nicht achtend, allein unter die aufgeregte Menge begeben. „Weißt du da,“ hatte der willenskräftige Herr zu seinem Adjutanten gesagt, „ich habe keine Furcht, wenn ich inmitten meines Volkes bin.“ Wenn in jener verhängnisvollen Zeit das Königreich Hannover von dem Unglück der Revolution verschont geblieben ist, so war das in erster Linie dem Verhalten des Königs zu danken, der klar und ruhig blickte, während seine ganze Umgebung den Kopf verloren hatte, und der den Beweis lieferte, daß es ihm nicht an Thatkraft gebrach,

wo deren Entfaltung sich nötig erwies. Die in Hildesheim ausbrechenden Unruhen wurden mit Waffengewalt im Keime erstickt.

Das Haus, in welchem die Harmonie mietweise untergebracht war, hatte ursprünglich einem großen Herrn als Wohnsitz gedient. Das ließ auf den ersten Blick die ganze innere Anordnung, die Raumverschwendung bei der Anlage von Treppen und Vorräumen erkennen. Davon konnte man sich am sichersten überzeugen beim Betreten der Räumlichkeiten im zweiten Stock. Dort wohnte viele Jahre lang eine stadtbekanntere Persönlichkeit, ein als Adjutant nach der Hauptstadt kommandierter Jüfaren-offizier, dessen Ruf als Pferdebekannter und Pferdehändler weit über die Grenzen des Landes hinausreichte. Einer der besten Familien angehörig und sehr wohlhabend, folgte der genannte Herr lediglich seiner Vorliebe für Pferde und Reiterei, wenn er mit den zahlreichen Zuffassen seiner vortrefflich gehaltenen Ställe so oft wie möglich zu wechseln suchte. Noch besser fast, als er selbst, verstand seine Gattin die schwierigsten Tiere mit leichter Hand zu zügeln, und mancher Käufer, der gemeint hatte, ein Damenpferd zu erstehen, mag später von dessen vermeintlichen Tugenden nicht allzusehr erbauet gewesen sein. Aber das Geschäft blühte trotzdem, denn der Rittmeister verstand aus allen Gegenden das schönste und wirklich beste vierbeinige Material herzuschaffen, und wenn ein Käufer sein Acquisitum später nicht reiten konnte, so war das seine Sache. Gut und schön blieb das Tier nichtsdestoweniger.

Die Mitglieder der Harmonie setzten sich vorzugsweise aus der höheren Beamtenwelt und einem großen Teile des Offiziercorps, mit einem Worte, aus den an anderer Stelle als „zweite Gesellschaft“ gekennzeichneten Persönlichkeiten zusammen. Daß es dort während der Abendstunden besonders amüsanter gewesen sei, kann ich nicht behaupten. Ein mit Zeitschriften und Tagesblättern besonders reich ausgestattetes Lesezimmer wurde natürlich viel benutzt, nicht von mir, der ich mich für die leidige Politik bis heute noch nicht zu begeistern vermag. Einige Billards luden zur Bemüthung ein, an einer Reihe von Spieltischen war Gelegenheit zu einem Hubber Whist oder einer Partie L'hombre geboten, und wenn hier und da in zwanglos sich zusammenfindenden Gruppen von berufener oder unberufener Seite das Wohl und Wehe des Staates verhandelt werden mochte, wenn an anderer Stelle der Hof- und Kamekklisch Stoff zu eingehender Unterhaltung bot, so lag doch im großen und ganzen der Druck einer finstern, mürrischen Schweigsamkeit über der ganzen Gesellschaft ausgebreitet. Er erreichte seinen Höhepunkt im sogenannten Wachsfingerringkabinett. So wurde mit übermüthigem Spott das letzte in der Reihe liegende kleine Zimmer bezeichnet, in dem eine Anzahl alter, ehrwürdiger Herren sich regelmäßig zu bestimmter Stunde um das flackernde Kaminfeuer versammelten. Auf dem Wege der Verjährung hatten sie längst das unbefristete Recht auf bestimmte Sessel gewonnen, und welche dem Unvorsichtigen, der es gewagt hätte, einen der geheiligten Plätze einzunehmen. Er hätte vor den durchbohrenden Blicken der eigentlichen Inhaber alsbald die Flucht ergriffen. Zürnender Worte hätte es dazu gar nicht bedurft und die wären auch wohl kaum gefallen, denn gesprochen wurde im Wachsfingerringkabinett nicht. Schweigsam lehnten die Mitglieder deselben in den Polstern, verdauten und träumten von früheren Heldenthaten. Selbst der verbindliche Gruß eines fähigen Einbringlings ward nur mit einem stummen Kopfnicken erwidert, und erst wenn jener, verwundert über das bedrückende Schweigen, mit dem ebenso höflichen „Guten Abend, meine Herren“ sich wieder entfernte, dringen zwei inhaltschwere Worte an sein Ohr: „Unausstehlicher Schwäger.“

Ich habe in der Harmonie nie recht warm werden können, obgleich ich sicher war, dort gute Freunde und Bekannte zu treffen. So oft mich mein Weg dahin führte, habe ich die düsternen, rauchigen Räume deshalb bald wieder verlassen und mich in das von der großen Konditorei des Herrn Spohn eingenommene Erdgeschoß deselben Hauses geflüchtet, wo gleichfalls viele Offiziere verkehrten. In den späteren Abendstunden versammelte sich hier der „Gespenserklub“. An dessen Sitzungen konnte man teilnehmen, ohne ordentliches Mitglied der Genossenschaft zu sein, und wenn es dort auch nicht besonders gesprächig herging, so konnte man bei manchem Glase Grog in guter Gesellschaft die mitternächtigen Stunden verbringen, in denen umgehende Geister dem Einsamen vielleicht Furcht eingebläst hätten. Erst mit dem Hahnenschrei pflegte der Gespenserklub auseinanderzugehen.

Ein älterer Kamerad hatte mich auch in dem von der ersten Gesellschaft gebildeten „Billardklub“ vorgeschlagen, und diese, im ersten Stock eines Hauses an der Georgstraße gelegenen Räume habe ich jahrelang mit ziemlicher Regelmäßigkeit besucht. Man wäre einem eigenen Irrtum verfallen, hätte man aus dem Namen, den diese gesellige Vereinigung sich beigelegt hatte, den Schluß ziehen wollen, daß das edle Billardspiel dort vorzugsweise geübt worden wäre. Allerdings gab es auch im Billardklub ein Billard, und ich habe es auf demselben zu einer großen Fertigkeit in der damals üblichen Verläuferpartie gebracht. Die hauptsächlichste Anziehungskraft übte jedoch das Kartenspiel aus. Es war bekannt, daß im Billardklub von alters her viel und hoch gespielt worden war, man bezeichnete die Männer mit Namen, die dort ihr Vermögen verloren hatten. Zu meiner Zeit war von solchem Spiel nicht mehr die Rede. Doch wenn die älteren Herren ihre Whisttische und den Klub verlassen hatten, dann pflegte sich auch jetzt noch fast jeden Abend eine andre lustige Gesellschaft zusammenzufinden, in der das zweierlei Tuch des Lieutenants vorherrschend sein mochte, von der aber auch Männer in Amt und Würden sich nicht ausschloßen. Habe ich doch wiederholt mit dem Kriegsminister von Brandis am Tische gesessen, wenn die Karten zur Bouillotte verteilt wurden. So nannte sich das beliebte Spiel, von dem Kenner behaupten wollten, daß es gefeicht nicht unter dem Begriff der Glücksspiele fiele. Den Beweis werden sie wohl schuldig geblieben sein. Wir spielten mit niedrigen Einsätzen, dennoch handelte es sich bei der Schlussabrechnung oftmals um ziemlich bedeutende Summen. Hatten dabei im Laufe der Stunden die Verluste die Börse eines Mitspielers bis auf die Reige geleert, so war der Gabe leicht abzuhelfen. „Nüttger, bitte, zehn Thaler,“ hieß es dann, und mit der bekannten, unmaßhalmlichen Handbewegung setzte der Klubdiener ohne ein Wort zu sagen nach wenig Augenblicken die verlangte Münze im Stapel auf den Tisch. Das war für ihn eine gute Kapitalanlage, denn weniger als einen Thaler konnte man einem so gefälligen Manne doch nicht anbieten, der also an Stelle von zehn Silberstücken nach ein paar Stunden deren elf zurückerhielt. Hermann Vogt.

Christine.

Von F. Meister.

Nachdruck verboten.

Christine war die Letzte einer edlen Rasse.

Sie gehörte zu dem kleinen Stamme jener tüchtigen Dienstmägde, deren sich wohl nur die älteren Leute unserer Generation noch zu entsinnen vermögen, jener unschätzbaren Familieninventare, die im Hause alles zu thun hatten und auch alles zu thun verstanden und die sich dabei mit einem Jahreslohn von etwa vierundzwanzig Thalern für zufrieden, ja, für reich belohnt erklärten.

Christine war eins der Grundelemente unseres Haushaltes; von der Erinnerung an meine Kinderjahre ist die „Christel“ gar nicht zu trennen, und als der Tod sie uns endlich wieder nahm, da war sie vierzig Jahre lang die Unzere gewesen.

Wenn ich an die Arbeitsfähigkeit dieses Weibes zurückdenke, wenn ich erwäge, was sie notwendigerweise alles vor sich gebracht und geschafft haben muß, und wenn ich dann sehe, was ein Weib heute dagegen leistet, so bin ich geneigt, der alten skandinavischen Theorie beizustimmen, nach welcher das Menschengeschlecht, früher mächtig und stark, im Laufe der Zeiten immer schwächer und ohnmächtiger wird.

Aber nicht nur physische Kraft war es, was man an Christel bewunderte, auch in Bezug auf ihre inneren Hülfquellen, auf ihre Umsicht und Geschicklichkeit war sie unübertrefflich und einzig. Sie war eine Köchin von untrüglichem Instinkt.

Gewisse Gerichte, deren Vorzüglichkeit alle, die davon genossen, zu entzücken pflegte, sind mit unserer Christel ausgestorben.

Auf dem Gebiete der Wäsche und in allen demselben verwandten Zweigen ist sie, nach den Aussagen meiner Mutter und meiner zahlreichen Schwestern und nach der entzückten Begeisterung aller Freundinnen unseres Hauses, ein wahres Wunder gewesen.

Außerdem aber lag auf ihren Schultern die gesamte nie endende Arbeit eines ländlichen Haushaltes, zu dessen Bereich auch ein umfangreicher Garten, einige Felder, eine Wiese und allerlei Kleinvieh gehörte. War der Küchengarten ihre spezielle Domäne, so widmete sie dennoch auch der Blumenzucht ihre volle Aufmerksamkeit; sie hochte nicht nur für die Leute, sondern ging auch zu ihnen mit der Sichel ins Feld. Das nützliche Borstenvieh wuchs unter ihrer besonderen und ausschließlichen Fürsorge auf; ging es später ans Schlachten, so lag wiederum, bis die Würste und Speckseiten im Rauch hingen, alles einzig und allein in ihrer Hand. Sie bereitete Butter und Käse, beides bewundernswürdig, und bei all diesen vielfältigen Obliegenheiten verschmähte sie hartnäckig jede Hilfe.

Und dabei hatte sie nicht die geringsten administrativen Fähigkeiten; sie konnte weder anordnen noch leiten, sie verrichtete ihre Wunder lediglich durch körperliche Kraft und Ausdauer, durch große Arbeitsfähigkeit und durch die vollständige Hingabe an das, was sie unternahm.

Wenn Krankheit das Haus heimsuchte, dann gab es keine treuere und zuverlässigere Wärterin, als die Christel. Überhaupt war es ihr ein Bedürfnis, stets jemand zu haben, dem sie eine besondere zärtliche Fürsorge und Pflege widmen konnte, derselbe mochte nun gesund oder krank sein. Ihre Liebe zu den Kindern war eine innige, nie versagende. Was für Zahn- und sonstige Schmerzen haben an Christels treuem Busen Linderung und Vergessenheit gefunden! Wieviel geklemmte Finger und ausgeglichene Kniee hat ihre sorgliche, kundige und immer hilfsbereite Hand geheilt! Meiner kindlichen Phantasie erschien ihre Schürze wie jenes Zelt im morgenländischen Märchen, welches in der hohlen Hand liegen und dennoch wiederum Länder und Völker überspannen konnte.

Dabei aber war sie ein unwissendes und abergläubisches Frauenzimmer, das fest an sein Traumbüchlein glaubte und sich ernstlich vor Gewittern und Spitzgeistern fürchtete. Auch Krankheit und Tod erregten ihr, wie den meisten unserer ungebildeten Landbewohner, Angst und Grauen. Als aber Krankheit und Tod sich in unserm Hause einstellten, da machte ihre Liebe und Treue sie zur Heldin. Ihre furchtsame Seele erstarrte im Schmerz, sie trocknete die feuchte Stirn, sie kühlte die fieberheiße Hand und lauschte den letzten Todesseufzern der Kinder, die sie mehr als ihr eigenes Leben geliebt hatte.

Seitdem ist auch sie selber hinübergegangen in jene Welt der Ruhe und des Friedens, und ich denke mir, daß unter denen, die sie dort grüßend empfingen, jene Kinder sicherlich die ersten gewesen sind.

Das Kind der Familie, bei welchem sie lebte, als der Tod sie abrief — eine meiner Schwestern — schrieb folgende schöne Worte:

„Alle, welche unsere Christel gekannt haben, besonders aber die Angehörigen der Familie, deren Kindern und Kindeskindern sie so lange Jahre ihre ganze Liebe und selbstlose Treue gewidmet hatte, werden innig dankbar sein, zu erfahren, daß Gott, in väterlicher, gütiger Rücksicht auf ihr Alter, auf ihre Schwäche und ihre furchtsame Natur, sie sanft im Schlafe zu sich genommen hat.“

Das war unsere Christine, ein Weib, dessen Gelehrsamkeit sich nur auf ein mühsames Buchstabieren im Gesangbuch und im Traumbüchlein beschränkt hatte, welches die hauswirthlichen Künste, in denen sie so Bewunderungswürdiges geleistet, sich



Des Hauses Liebling.

Originalzeichnung von E. Elias.

einzig durch ihren gesunden Verstand und ihre Erfahrungen angeeignet, und welches dennoch fast ein halbes Jahrhundert lang in ihrem Beruf ihren Mitmenschen unschätzbare und segensreichste Dienste erwies, sich selber allseitige Liebe, Achtung und Dankbarkeit erworben hat.

Die Hoffnung, daß in der Zukunft wieder einmal solch eine Christine erstehen werde, ist eine eitle. Wohl giebt es auch heute noch Familien genug, in der Provinz sowohl wie in der Hauptstadt, denen ein Überfluß an Töchtern und ein Mangel an Brot die Existenz recht schwer machen. Allein unter den heutigen mittellosen Töchtern ist der Wahn eingedrungen, daß „grobe“ Arbeit eine Schmach für eine „junge Dame“ sei, und so ziehen dieselben in den meisten Fällen ein erbärmliches Leben als überflüssige Klavier- oder sonstige Lehrerin, oder auch als Verkäuferin, Putzarbeiterin, Schneiderin und wie die Berufsarten noch alle heißen mögen, die ihnen eine zwar hungrige, aber nach außen hin wenigstens einigermaßen schäbig-gentile Lebensweise gestatten, der tüchtigen, nachhaften und ehrenvollen Hausarbeit vor. Wenn solche junge Mädchen mit ihrer modernen Intelligenz sich der Küche und dem Haushalt widmen wollten, welche Erfolge würden sie dort erringen! Keine Wissenschaft gewährt größere

Überraschungen und Triumphe, als die gastronomische, als die Kocherei, und was für Entdeckungsfahrten könnte ein weiblicher Columbus noch auf der düsternen Oberfläche der Fluten des Suppentessels unternehmen!

Ab und zu kommt uns wohl eine Ahnung von solchen Vollkommenheiten — von Hausarbeit mit Intelligenz betrieben — wenn die Dame des Hauses einmal selber die Hand anlegt.

Wir alle haben gelegentlich von dem Nektar und Ambrosia gekostet, wodurch die Tafel geweiht wurde, wenn die Herrin den Scepter der Köchin, den Kochlöffel eigenhändig geschwungen. Allein, eine Frau kann nicht Mutter, Weib, Köchin, Haushälterin, Denkerin, Künstlerin, Zierde des Salons und Kindesmagd in einer Person sein. Zuweilen versucht sie's, sie hält's aber nicht lange aus. Allenthalben weht das Gras und blühen die Blumen auf den Gräbern der ihrer Überbürdung erlegenen Frauen und Mütter. Kein Mann würde sich unterfangen, Redakteur, Rechtsanwalt, Pastor und Lokomotivführer zugleich zu sein. Seine Frau aber ist gezwungen, unter dem Druck der heutigen Verhältnisse, alles dieses, oder ähnliches, und zuweilen noch mehr zu sein. Wir reiben unsere „herzgeliebten, trauten Hauschergen“ auf, denn sie, die unser Leben verschönern sollten, erliegen einer Last von Aufgaben, die ein Geschlecht von Riesen zu decimieren imstande wären.

Und fetsam, Schalter an Schulter mit diesen überbürdeten Frauen gehen Tausende und aber Tausende anderer weiblicher, unverheirateter Wesen durchs Leben, unzufrieden mit Gott und der Welt, weil sie angeblich keinen passenden Beruf finden können. Sie sind gesund und stark, haben aber nicht die nötigen Gaben, um durch geistige Arbeit ihren leiblichen Unterhalt zu sichern. Ihrer Familie können sie nicht zur Last liegen, sie müssen entweder arbeiten oder betteln und zu Grunde gehen. Sie schämen sich des waderen Beispiels ihres Vaters, des Handwerkers, ihrer Mutter, der Waschfrau, ihrer Tante Christine, der Dienstmagd, und so schleppen sie ihr Leben in irgend einer nichtsagenden Beschäftigung dahin, die ihnen kaum das trockene Brot und nebenbei ein schäbig-gentiles Kleid und einen billigen aber modernen Federhut gewährt. Sie hungern, sie weinen, aber nicht um alles in der Welt würden sie „in Dienst gehen“, um „fremden Leuten aufwarten zu müssen“.

Wollte Gott, es erhöhe sich eine gewaltige Rednerin — es giebt ja heuer der redenden Frauen so viele — und begänne also: „Liebe Schwestern, laßt uns zusammenreten zu einer Akademie für weibliche Brauchbarkeit und Tüchtigkeit und rechte Gesinnung; zu einer Akademie, in welcher wir Kochen, Waschen und Haushalten lernen. Laßt uns versuchen, wie weit ein ehrlich strebendes Mädchen es darin bringen kann. Laßt uns die Raphaela des Bratosens, die Michel Angelos des Wasserzubers werden. Anstatt arme Künstler nach Rom zu schicken, wollen wir tüchtige Köchinnen in jeden Haushalt senden, der danach verlangt. Laßt uns eine Reform in der Ernährung unserer großen Nation anstreben. Es wird den heutigen deutschen Hausfrauen zur Last gelegt, daß die deutsche Familienküche weit hinter den Ansprüchen zurückstehe, die selbst der bescheidenste Hausvater und Chemann an dieselbe zu stellen berechtigt sei. Es werde, so heißt es, in der Küche zu wenig gedacht, und deshalb sei die Ernährung der Menschheit eine zu einförmige, eine der erwünschten Abwechslung entbehrende, und dies sei der Grund, der die Männer dahin bringe, die Wirtschaften aufzusuchen und sich dort anregende Genußmittel zu verschaffen. Laßt uns diese Scharte ausweihen, laßt uns die Ernährung wieder auf die Höhe bringen; ein Stück guten Fleisches, gut hergerichtet, ist das beste Genußmittel, aber sehr schwer zu finden.“

Die meisten der heutigen „jungen Damen“ halten eine derartige Arbeit für eine Sache der „untersten Klassen“, und nur Beschäftigungen, die an Nichtsthun grenzen, für gentil. Das ist ein thörichter, beklagenswerter Irrtum. Die Millionen unverheirateter Frauenzimmer, die nach den statistischen Ausweisen in der Welt herumlaufen und von denen die meisten weder Vermögen noch auch einen nennenswerten Beruf haben, würden, wenn sie's versuchen wollten, sehr bald herausfinden, daß eine Stellung als — nun, wir brauchen ja nicht gerade Dienstmagd zu sagen — also als Helferin der Hausfrau, die mit der nötigen Intelligenz, mit einem freundlichen Gemüt und etwas Lebensflugheit ausgestattet wird, zu einem äußerst angenehmen Verhältnis zwischen Herrschaft und Helferin führen kann und wird. Eine gesellschaftliche Scheidewand wird bestehen bleiben müssen, allein es braucht keine



Das Karten-Prakel. Nach dem Gemälde von J. Kricheldorf.

Photographie - Verlag von Franz Hausmann, München.

soziale Klust, keine Entfremdung zu existieren. Die Stellung, welche Christine, die unwillkürliche, aber gläubige Christin, in unserer Familie einnahm, war nichts weniger als eine entwürdigende oder unglückliche: keine Hochzeit, keine Taufe, kein Leichenbegängnis wäre vollständig gewesen, wenn sie, die treue, bescheidene Freundin, die Thränen und Lächeln, Glück und Leid von jeher mit uns allen geteilt hatte, in ihrem einfachen schwarzen Feierkleide nicht daran teilgenommen hätte. Da gab es auf der einen Seite keine Überhebung, keine Miene der Protektion oder der Toleranz, und auf der andern keine servile Demut. Die Ehre und die Wohlfahrt der Familie, der sie diente, war ihre eigene Ehre und Wohlfahrt. Jeder hatte seine Rechte und seine Pflichten, über allem aber waltete die gegenseitige Liebe. Als der Tod die Reihen der Familienglieder immer mehr lichte, und Eheschließungen die anderen hierhin und dort hin entführten, da war ihre ehrwürdige Gestalt noch jahrelang der Mittel- und Sammelpunkt der kleinen Herde, die sie so treu gehütet hatte.

Nun ruht sie aus von ihrer Arbeit. Sie schläft im Erbegräbnis der Familie, zu den Füßen ihrer „Treuen“, die sie so sehr geliebt. Liegt in solch einem Dienstverhältnis eine Entwürdigung?

Allerlei vom Tanzen.

Nachdruck verboten.

„Tanz', Marielien, tanz'!
Wie flattert dir dein Kranz!
Wie flattert dir dein rotes Rockchen!
Morgen kriegst du mit dem Stockchen.
Tanz', Marielien, tanz'!“

So singt man auf der Dorfstraße oder in der Kinderstube oder wo sonst ein kleines Mädchen tanzen mag. Und diese fröhliche Kunst wird im allgemeinen ja bei sehr jungen Jahren begonnen. Ja, wenn man die teils rhythmischen, teils willkürlichen Bewegungen, welche Wärterinnen mit den auf ihren Armen ruhenden Kindern ausführen, als Tanzen gelten läßt, so beginnt der Mensch bereits als „einjährig Unfreiwilliger“ die Ausübung dieser Kunst. Daß letztere übrigens selbst steinalt, also dem Menschengeschlecht gewissermaßen eingeboren sein muß, werden wohl alle tanzlustigen jungen Damen u. s. w. (denn es tanzen nicht nur junge Damen gern) mit Überzeugung glauben und behaupten; und diese Ansicht wird von der Wissenschaft überdies aufs glänzendste gerechtfertigt. Die Gelehrten, die bekanntlich das Tüpfelchen auf dem i nicht als überflüssig ansehen dürfen, sind nur noch nicht einig, wer in aller Welt zuerst System in das Tanzen gebracht hat. Da spricht man von dem delphischen Edelmann Pythagoras, anno 2671 v. Chr. von Curates, anno 3656! von Zuhal und weiß der Himmel von wem sonst noch! Leider sind damals noch nicht Tanzkarten in Mode gewesen, oder solche aus jener Zeit sind wenigstens bis jetzt noch nicht ausgegraben worden; selbst Schliemann hat, so viel wir wissen, noch keine gefunden.

Wer aber fragt auch danach? — Die Tanzlustigen gewiß nicht! Demen ist nur um Platz zu thun; selbst die Musik ließe sich entbehren, so wünschenswert dieselbe im allgemeinen hierbei ist. Ebenso erforderlich im allgemeinen ist auch der Tanzlehrer. In der Stadt, zumal wenn sie groß ist, haben Eltern die Auswahl, wer ihren Kindern den amnützigsten Walzer, die flotteste Polka und anderes mehr beibringen könnte; auf dem Lande aber gehört der Tanzlehrer von Beruf zu den seltenen, bedingungslos geschätzten Künstlern. Unvergesslich wird mir die Zeit bleiben, da meine Geschwister und ich, die wir so recht mitten in der Provinz saßen, uns um den Segen eines solchen Unterrichts bemühen mußten. Wir waren damals fünf tanzfähige Wesen und zwar zwei Mädchen und drei Knaben, von denen der jüngste sechsen sechs Jahre alt geworden war. Der Tanzlehrer, der im Lande umherreiste und z. B. in der benachbarten kleinen Stadt einige Monate lang Unterricht erteilte, lehrte die dritte Tänzerin, nämlich seine kleine, kuglich runde Tochter Aurora, während er selber abwechselnd mit unserer Erzieherin oder unserm Hauslehrer das vierte Paar bildete. Das Wohnzimmer wurde ausgeräumt, und in einer Ecke saß ein Violinist aus der Stadt, der Hahn hieß und die kläglichsten Melodien herunterfrakte. „Eins, zwei, drei! — eins, zwei, drei!“ kommandierte der Meister (der übrigens statt mit Violine oder Eau de Cologne mit Sessspiritus parfümiert war), — und im Gänsemarsch stapften wir einher, zum Teil durch die Vermutung beunruhigt, daß die Eltern oder die Dienboten durch die verhängten Flurfenster unsere anfangs sehr schüchternen Leistungen beobachteten. „Nicht die Armechen so anklammern! Lose! lose!“ war einer der häufigsten Zurufe. Allmählich erlangten wir ausgedehntere Kenntnisse und Fertigkeiten, und der alte Hahn mußte immer länger kragen. Aurora freilich blieb trotz unserer Fortschritte die „Königin“, d. h. die von unseren Brüdern bevorzugte Tänzerin; sie paßte auch in ihrer Größe (weniger in ihren Jahren) gar gut zu den „Jungen Leuten“ der Gesellschaft.

Über das Tanzen ist eine ganze Litteratur zusammengeschrieben worden. Plato, Aristoteles, Plutarch und andere bejahrte Männer der Wissenschaft haben es nicht verschmäht, ihre Meinung über das Tanzen abzugeben; aber das, was sie sagen, ist furchtbar nüchtern und grundverschieden von den schönen Dingen, die etwa ein vergnügter Student einem niedlichen Bacchisch sagen würde, falls letzterer gern wissen möchte, was das Tanzen eigentlich sei.

Es giebt übrigens mehr Tanzschritte, als jemand sich träumen läßt, der nur gelegentlich und zu seiner eigenen Freude tanzt und auch hierüber niemals Inventur aufnimmt. Um dahinter zu kommen, müßte man in eine Bibliothek gehen und die Fachschriften studieren, in welchen man über europäische Kultur hinweg zu den Ägyptern und Ebräern gelangte. Der uralte „Tanz um das goldene Kalb“ erfreut sich noch heute großer Beliebtheit, wenigleich er leichter zu erlernen als zu erklären ist. Hegen- und Fackeltänze gehören indes nur noch auf das Programm einer Polsterabendfeier oder dergl., wofelbst auch die Erinnerung an das Schwenken und Hüpfen seliger Patrizger und Junggenossen des Mittelalters mit Erfolg gepflegt werden kann. Die Bühne hat ihre eigene große, getanzte Weltgeschichte. Im Anfang zur Tragödie „Max“ (Scaliger, Straßburg 1687) heißt es: „Actu tertio, instar geminae Choreae, ex duobus circulis conflatae, in quorum altero Apollo Salaminiis gaudentibus ob resipiscentiam Ajacis

apparuit: in altero Pan cum Satyris laetus saltavit in formam numeri octonarii.“ was nach der Erklärung unseres verdienstvollen Musikhistorikers W. Tappert bedeuten soll, daß Pan mit seinen Genossen den sogenannten „Achtertanzen“ anführte. Daß auch andere Wesen, als unsere Erde bietet, dem fröhlichen Reigen gewogen sein sollen, geht — abgesehen von der oft gehörten Versicherung: Lieutenants tanzen gewöhnlich „himmlisch“ schön — aus der Behauptung der Talnubisten hervor: die Engel im Paradies hätten den Tanz erfunden, während einigen christlichen Theologen eine abweichende Meinung zugetraut wird. J. V. der heilige Augustinus bezeichnete den Tanz als einen Kreis, dessen Mittelpunkt der Teufel sei. Wie der letztgenannte wenigstens ein flotter Tänzer sein kann, erfahren wir aus der weitverbreiteten Sage, nach welcher ein Mädchen, das morgens die Kirche besucht hatte, darauf bestand, am Abend in einem Wirtshaus zu tanzen; dort gestellte sich ein feiner Herr zu ihr, der schließlich mit ihr zum Fenster hinaus tanzte und der nach dem Dafürhalten aller Festteilnehmer der Teufel gewesen ist; derselbe hatte also „höllisch“ schön getanzt. In Ostpreußen (in dem sogenannten Oberlande) ist unter den volkstümlichen Tänzen der „Dreidewelstanzen“ ein sehr beliebtes Ausdrucksmittel für gesteigerte Fröhlichkeit. Derselbe wird nach besonderer Musik getanzt. Ein Tänzer wählt zwei Tänzerinnen. Zuerst tanzen alle drei zusammen und nach verschiedenen Seiten. Dann stellt sich der Tänzer in die Mitte des Zimmers und bleibt stehen, während die Tänzerinnen geschäftig und abwechselnd (wie beim „Hackenspielen“) seine Arme packen und so sich drehen. Der Tänzer kann allerlei Bewegungen ausführen. Es muß überhaupt sehr lebhaft zugehen; viele Verbengungen sind geboten. Dort tanzt man auch den „Kassier“, der jedoch weniger eigentümlich ist, indem er große Ähnlichkeit mit der gegenwärtig so bevorzugten „Kreuzpolka“ zeigt. Die „Halberstädter Zeitung“ brachte vor einiger Zeit folgende Notiz: „An der Straße zwischen Nassau und Langenshwalbach liegen die Dörfer Netter und Lausenfelden. Ersteres hat nur 500, letzteres aber 1200 Einwohner. Zwischen beiden Gemeinden besteht seit unvordenklicher Zeit ein seltsamer Gebrauch, genannt die Falorkerb oder Falorkirmes. Alle drei Jahre ziehen die Lausenfelder eine Stunde weit, trotz Regen oder Sonnenhitze, nach Netter, um auf der dortigen Feldflur den ganzen Tag hindurch zu tanzen und den Boden nebst allem Wachstum darauf gründlich zu zertrampeln. Das Seltsamste daran ist, daß die Geschädigten wohl ein saures Gesicht machen, sich aber den Unfug gefallen lassen müssen, weil er ein altherwürdiges Recht der Lausenfelder ist.“ Nach der Erklärung des der feilischen Volksgeschichte sich widmenden Ethnologen Rabe heißt Falorkirmes im Keitischen „Hafmordfeier“; die lustige Festlichkeit soll einer Bluttat ihr Dasein verdanken. Ob dies wahr ist, mag der Ruckuck wissen, von welchem übrigens behauptet wird: er tanze mit dem Kiebitz „op enen Sa!“. Die Vogelwelt ist uns Menschen im Herz und Nerven stärkenden Hüpfen voraus. Fritz Reiter behauptet sogar in seinem „Hanne Räte“, daß der ehrbar aussehende Abar einen Schottischen durch den grünen Klever danzte. Natürlich betreiben aber die kleinen und jungen Vögel dergleichen ganz besonders amnützig; und wahrscheinlich sind bei ihnen Spielarten der ein bei den Menschen so hochgeschätzten „Johannistänze“ noch nachzuweisen. Die Menschen freilich konnten dabei nicht das zum Himmel lodernde Feuer entbehren. In einigen gesegneten Winkeln unseres Planeten hat sich die sinnige Johannistfeier erhalten, wie denn überhaupt noch die letzten Ausläufer alter Festgebräuche hier und da bei den Landbewohnern angetroffen werden. Dazu gehört das in Ostpreußen am Fastnachtsabend übliche „Bügeln“. Dasselbe geschieht mittels eines großen Tonnenreifens, welcher mit blendend weißen Handtüchern umwickelt sein muß; indes dürfen bunte Bänder, Wolle und dergl. das zarte Leinen ersehen. Sodann wird der Reifen mit Grün, Blumen und farbigen Bändern umwunden. Viele Bänder und Papierstreifen flattern ringsum. Schließlich gehören eine Klingel und ein Häuflein Flachs zur Ausschmückung des Bügels, denn die Tänzerinnen werden gehügelt: damit der Flachs in diesem Jahre gut gedeihe. Zwei Tänzer tragen den Bügel feierlich zur Mitternachtsstunde umher; die Paare folgen ihnen. Sobald der Bügel (nach beendetem Rundgang) einer Tänzerin überworfen worden ist, muß diese in dem Reifen einen Einzeltanz ausführen, lebhaft mit den Armen in der Luft arbeiten, „Flachs wach!“ und ähnliches rufen. Ich beobachtete einmal ein Mädchen, das sich dabei wie eine Prophetin verhielt, vor deren Auge Flachsfelder, Ernte, Zubereitung und Verwertung vorüberzogen. Die Männer, sowohl die, welche den Bügel tragen, wie auch die Tänzer, müssen gleichfalls recht sinnig und ausdrucksvoll hin und her hüpfen, während eine andere Person der Tänzerin Brod und Branntwein (gegen Bezahlung) anbietet. Zuletzt reicht der Tänzer seiner Partnerin die Hände, damit sie aus dem Reifen springen kann, oder er hebt sie aus demselben heraus. Ist die Stube niedrig, so kann mancher Tänzerin der Kopf „bis zum nächsten Faschelabend“ weh thun. Dieser Tanz wird wohl auch demwärts Varietäten haben. Allgemeiner noch dürfte jener sein, der einfach mit „Lott' ist tot“ zu bezeichnen ist. Da singt man:

Lott' ist tot, Lott' ist tot,
Lieschen sitzt im Keller,
Hat ein Topfchen Apfelmusch,
Schöpft sich auf den Keller.
Eins, zwei, drei, vier,
Jungchen, hol' dein Stuhlchen raus
Und setz' dich vor die Thür!

Oder:

Lott' ist tot, Lott' ist tot,
Lieschen liegt im Sterben;
Das ist gut, das ist gut,
Werb' ich auch was erben!
Eins, zwei, drei, vier,
Sie sagen immer: die Lott' ist tot!
— Sie ist schon wieder hier.

Natürlich! Es ist stellenweise „wirklich“ allerliebste auf der lieben Erden, wenn man auch nicht durch das ganze Leben tanzen kann, welche Zuneigung in einen Geburtstags- oder Neujahrsbrief gehört, so hängt man doch trotz alledem und alledem am Leben. In Dittmarschen heißt es:

Lustig, ja lustig, w'rum schull ich denn truern?
Eun id ni jägl, ni stewi un tarisch?
Kinnertens glöbt mi, dat ward ni lang biern,
So röpt de Knakenmann: fort mit di! marsch!
Lustig drum, Lüde,
Brüdgams un Brüde;

Deerens un Jungens, hopselja, ja, ja!
Juchei, ja didelumbel, trala, la, la!
Die Liedertänze sind aller Orten gar zahlreich, und auch ihre Wiedergabe auf dem Papier würde uns schier in Atemnot bringen. Wer kennt nicht „Herrn Schmid“?
Herr Schmid, Herr Schmid,
Was kriegt die Jucheln mit? —
Ein' Schleier und ein' Federhut!
Denn das steht allen Mädchen gut.

Was allen Männern gut steht, ist nirgends mit solcher Bestimmtheit verzeichnet. Wie die Herren Widlen darüber denken, können wir u. a. an den Tanzmasken erkennen, von denen mehr Sorten existieren, als meine flüchtige Feder auch nur andeuten kann. Unsere Museen enthalten jedoch so zahlreiche Exemplare dieser zur Ausübung von Kriegs- und anderen Tänzen notwendigen Requisiten, daß man heutzutage mühelos ein Bild von den Belustigungen am andern Ende der Welt gewinnt. Da sind z. B. die Tanzmasken der Eingeborenen von Neu-Britannien, wo die grausige Sitte der Duck-Duck-Tänzer herrscht. Der Duck-Duck ist ein Umzug religiöser Art, der ungefähr acht Tage lang währt. Wer mit der dazugehörigen Maske und den übrigen Vermummungen bekleidet ist, hat das Recht, allerlei Lebensmittel, Mischelgeld u. s. w. einzufammeln, sobald er aber die Kopfbedeckung verliert, wird er getötet. Der Duck-Duck ist eine umherwandernde Justiz. Wenn er in ein Dorf kommt, zahlt ihm irgend ein Bestohler oder Gefränkter eine Summe Mischelgeld (Dwarra) mit der Bedingung, den Feind zu strafen; verhält sich der letztere nicht nachgiebig, so zündet ihm der Duck-Duck das Haus an.

Die Südbsee-Inulaner sind aber auch sonst sehr für Tänzerieen eingenommen; so führen sie ganze Tanzmaskeraden auf, bei denen die Lebensgeschichte des Känguruhs oder Pelikans oder sonst eines Tieres dargestellt wird. Unter den Tanzmasken, welche das Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin besitzt, sind auch solche von den Bororos in Bolivien, darunter jene, die aus den Haaren erschlagener feindlicher Weiber hergestellt wurden. Dasselbe können wir auch ein mit aus Walroß geschnittenen Figuren dargestelltes Tanzfest in Alaska bewundern. Und Tanzmasken giebt es dort neben anderen Musikinstrumenten in großer Menge; es ist überflüssig zu sagen, daß zwar die Wirkung, aber nicht die Anmut derselben mit einem Orchester wie Labigthy, Bilse u. s. w. wetteifern kann; ein Straußischer Walzer auf Tanzmasken übertragen — das wäre in der That ein unerhörtes Ding.

Welch' eine Klust liegt zwischen der unbewußten Rohheit genannter wilder Völker und der unbewußten Liebenswürdigkeit jener Kinder, die den Ringelreihenfranz oder sonstigen Liebereigen mit beneidenswerter Befriedigung ausführen! Zwischen dem kostspieligen, feenhaften Ballet in der Residenz und dem armen, plumpen Schelm, dem tanzenden Schäferknecht in der Provinz; zwischen dem Seitzänger in den höheren Regionen und dem zum Polkaschritt verurteilten Bär; zwischen der Wichtigkeit eines Cotillons, insofern der Tänzer sich um den gefährlichsten Orden, den Orden des Gottes Amor bewirbt, und dem bestimmungslosen Tanzen der fabrikmäßig hergestellten Figuren, die durch irgend eine Vorrichtung veranlaßt, etwa auf Schweineborsten im Takte zappeln müssen!

Ach ja, es läßt sich gar viel vom Tanzen sagen. „Auch von den Tänzern!“ Selbstverständlich! Mancher tanzt befanntlich „wie ein Wasserfall“, mancher „wie ein Kamel“; von einem und dem andern wird behauptet: er tanze „wie ein junger Gott“; und einst hörte ich, daß die Leistungen eines mehr mit Gewissenhaftigkeit als mit Talent arbeitenden Tänzers mit den Bewegungen verglichen wurden, die ein Schrant beim Erdbeben zeigen müßte. Gleichviel — das Tanzen gehört zu den Dingen, die zu vielem gut sind. E. Lemke.

Wie Frauen Einkäufe machen.

Aus dem Polnischen von Marie Danziger.

Nachdruck verboten.

Meine Frau sagt zu mir: „Sieh dir, bitte, mein Kleid an.“
„Ich sehe es,“ antworte ich.
„Bemerkst du nichts?“
„Nun, ein Kleid, doch keinen Mantel oder Pelz.“
„Zawohl, aber... sieh es nur gut an.“
Ich muß gestehen, daß ich dazu nicht große Lust hatte, denn ich war stark beschäftigt, und es ging mir um jede verlorene Minute. Dennoch ist es schwer „unartig“ gegen seine Frau zu sein, und so reiße ich denn die Augen auf und blicke hin.

„Siehst du nichts?“
„Was soll ich sehen? Sie hat ein geschmackvoll gearbeitetes Kleid an. Was kann mich das übrigens interessieren? Ein Mädchen sieht man gern in eleganter Toilette, aber seine Frau? Zwei Wesen an einen Karren gespannt, die nur daran zu denken haben, wie sie ihn fortziehen können. In was für einem Kleide man diese mühselige Arbeit vornimmt, ob in einem eleganten oder abgetragenen, das ist gleichgültig. Wenn man nur gleichen Schritt hält, und eins das andre nicht stört, dann ist alles gut.“

Dagegen ich jedoch meine Augenlider aufreißte und scharf hinblickte, kann ich nicht erraten, was meine „Herrin“ von mir gesehen haben will. Sie fängt an ungeduldig zu werden und macht eine beleidigte Miene.

„Früher warst du aufmerksamer,“ sagte sie endlich.
„Aber, mein liebes Herz,“ verteidige ich mich, „sage mir nur, was du willst, und ich werde es sofort sehen.“

„Ich bin dir wahrscheinlich schon lästig.“
„Aber meine liebe Marie...“

„Du wirst mich nicht überzeugen...“
„Nimm doch Vernunft an...“
„Du bist schlecht und...“

Ich springe, die Geduld verlierend, vom Sessel auf. „Sage mir doch endlich, um was es sich handelt!“ rufe ich mit etwas erhobener Stimme.

„Schrei lieber nicht so.“
„Erbarme dich, du siehst doch, daß die Zeit nutzlos verstreicht.“

„Was geht mich deine Zeit an?“
„Aber für mich ist sie ein Tyrann.“
„Und du mit ihr zusammen einer für mich.“
Es fängt mir an unheimlich zu werden. Ich kenne diese

Duverture zu den häuslichen Szenen. Ich schreie vor einem dichten Regen heißer Thränen zurück, der wahrscheinlich bald ausbrechen wird. Wo zu? Wo für? Wenn man mich totschlägt, weiß ich nicht, um was es sich handelt. Und kann es etwas Langweiligeres geben als Weiberthänen? Anfangs geben sie Veranlassung zu poetischen Abbitten, entzückenden Versöhnungen und verdoppelten Liebesjungen. Wenn man sich aber daran gewöhnt hat, verlieren sie den Reiz und . . . und sind schrecklich. Ich werde also demütiger und sage: „Ich bitte dich, Mariechen, sei nicht böse, ich wollte dich ja nicht beleidigen.“ Ich bat um Verzeihung, obgleich vielleicht nur Gott wußte wofür. Aber hol's der Fuchs; die Frauen haben es gern, wenn die Männer unterwürfig sind. Große Kinder!

Meine liebe Frau drückte ihre Thränen in die Tiefe ihrer Augen zurück, um sie für das nächste Mal — morgen vielleicht — aufzubewahren und lächelt ein . . . Regenbogenlächeln.

„Siehst du nicht,“ sagt sie langsam, „daß mein Kleid abgetragen aussieht?“

„Endlich! Also ihr Kleid ist abgetragen! Sehr gut. Ohne Zweifel. Wie konnte ich das auch nicht bemerken!“

„Aber natürlich, ganz abgetragen,“ bestätige ich schnell. „Du mußt ein neues haben.“

„Darum eben wollte ich dich bitten, aber siehst du, ich wagte es nicht . . . Es sind jetzt so schlechte Zeiten.“

„Ach was, schlechte Zeiten.“

„Alle Zeitungen schreiben es.“

„Was wissen die Zeitungen!“

„Aber . . .“

„Es giebt kein Aber. Dein Kleid ist abgetragen, du mußt ein neues haben.“

„Wie gut du bist! Und doch . . .“

„Wieviel brauchst du?“

Ich schließe meinen Schrank auf, denn ich möchte zu gern zu meiner Arbeit zurückkommen.

„Siehst du, ich wollte . . .“

„Ich bitte dich, wieviel brauchst du? Nenne mir die Zahl.“

„Ich wollte mir schon was Eleganteres machen.“

„Sehr gut. Wieviel? Die Zahl.“

„Etwas Geschmacksvolles . . .“

Mein Blut beginnt zu siedeln. Ich bezwinde mich aber, denn ich fürchte ihre Thränen. Man weiß nie, wie man sich ihnen gegenüber zu benehmen hat. Ist man rauh . . . ist's schlecht, ist man weich und nachgiebig — ist auch nicht praktisch. Das Beste ist also, sie garnicht herauszufordern.

Ich spiele also den Geduldsigen.

„Ich bitte dich, sage mir wieviel du brauchst,“ sage ich süß, drücke aber die Schlüssel vor Wut fest zusammen.

„Vielleicht wäre ein seidener Rock und eine Sammettaillie nicht häßlich?“

„Das wird reizend sein. Aber was kostet das?“

„Wenn du dagegen bist . . .“

„Durchaus nicht. Eine geniale Idee, oben Sammet, unten Seide, von der rechten Seite Spitze, von der linken Blumen. Aber die Zahl?“ Ich glaubte etwas ungeheurer Kluges gesagt zu haben, aber meine „Herrin“ sah mich erstaunt, beleidigt an. Mein Himmel, denke ich, ich habe gewiß wieder eine Dummheit gesagt.

„Von der linken Seite Spitzen, von der rechten Blumen, oben Seide, unten . . .“

Ich wollte durch den jetzt äußerst ernsten Ton alles wieder gut machen, aber ich sehe, es wird schlimmer, denn die Augen meiner Frau werden feucht. Es überläuft mich kalt, ich reibe meine Stirn, nehme schnell einige Banknoten aus meinem Schrank, reiche sie meiner Frau und sage:

„Nimm so viel du willst.“

Sie aber streckte nicht die Hand nach dem Talisman der ehelichen Eintracht aus. O, das ist schlimm . . .

„Du spottest und lästst mich aus,“ bringt sie endlich zwischen den zusammengebißnen Lippen hervor.

„Ich? Was fällt dir ein, Mariechen, wie viele es mir ein, ein so gutes, herrliches, geliebtes Frauchen zu verspotten?“

Meine Unterwürfigkeit bleibt nicht ohne Erfolg. Die Feuchtigkeit zieht sich nicht in Tropfen zusammen, sondern versiegt. Ich atme auf.

„Aber du sprichst so, als ob . . .“

„Als ob ich von eurer Toilette nichts verstehe,“ unterbreche ich sie schnell. „Wirklich, ich verstehe nichts davon, du weißt, ich habe keine Ahnung, was eine geschmackvolle Damentoilette erfordert.“

„Dann verzeihe ich dir.“

Sie verzeiht mir. Was? Was habe ich ihr denn eigentlich gethan? Daß ich sie in Blumen und Spitzen kleiden wollte? Ich hatte doch etwas in der Art schon gesehen.

„Also wieviel brauchst du?“ frage ich schleunigst, und halte die nichtigen und doch so mächtigen Papiercheine in der Hand.

Meine Frau Gemahlin zieht einen Hundertrubelschein aus meiner Hand; ich stecke den Rest geschwind an seinen alten Ort, drehe den Schlüssel um — die Kasse ist geschlossen. Uf! atmete ich auf. Das Gewitter ist vorübergezogen. Es ging ohne Thränen, Abbitten, Beschwörungen, Besserungsversprechungen u. ab. — Und da soll jemand sagen, daß ich kein Meister bin. Der Mensch lernt Diplomatie, vulgo Heuchelei und List, in der ehelichen Schule.

„Nur eine Bitte hätte ich an dich,“ sagte ich, während ich es mir in meinem Sessel wieder bequem zu machen suchte.

„Sprich, ich bin ganz Ohr, dein Wunsch ist mir Befehl,“ sagte meine Frau, während sie die hundert Rubel in ihr Geldtäschchen steckte.

„Aber du darfst nicht böse werden.“

„Wie könnte ich? Auf dich?“

„Wie gut mein Frauchen ist! Oh himmlischer Mammon, du Zauberer . . .“

„Du weißt,“ fahre ich fort, „ich liebe diese . . . diese Einkäufe der Frauen nicht besonders.“

„Ich weiß, ich weiß, lieber Mann, diesmal werde ich mich aber wirklich beeilen.“

„Du würdest mir einen großen Gefallen erweisen, wenn du dir dieses Kleid gleich morgen kaufen wolltest.“

„Natürlich. Ich werde zu Matowski, Herse, vielleicht noch zu Folecki gehen und besorge alles in einer Stunde.“

„Ich wiederhole, du würdest mir einen großen Gefallen erweisen.“

„Ich will es thun, aber sage mir, was kann dir daran liegen, ob ich das Kleid etwas früher oder später kaufe?“

„Ich habe dir das doch schon einigemal erklärt; erstens ist keine Ordnung im Hause, wenn die Frau Einkäufe macht, zweitens wirst du von dem übermäßigen Hin- und Herrennen müde und gewöhnlich nach jedem neuen Kleide einige Tage krank; drittens giebst du durch das Aufschieben das Geld für etwas Anderes aus und ich muß ein zweites Mal zahlen.“

„Ich kaufe doch nie etwas Unnützes,“ protestiert sie.

„Das wage ich nicht zu bestreiten. Wenn ich dir aber eine Summe für ein nötiges Kleidungsstück gegeben habe, glaube ich, es droht meiner Kasse von dieser Seite keine Gefahr mehr und mache Ausgaben, die ich andernfalls vielleicht nicht machen würde.“

Zum Zeichen, daß sie mich verstanden, nickt sie mit dem Kopfe und verspricht sich diesmal zu beeilen.

Den nächsten Tag komme ich wie gewöhnlich gegen vier Uhr aus dem Bureau nach Hause.

„Wo ist meine Frau?“ frage ich das Dienstmädchen.

„Die gnädige Frau sind in die Stadt gegangen,“ antwortet die Köchin.

„Wo zu denn?“

„Einkäufe besorgen.“

„Aha; es ist ja wahr; ich hatte das vergessen.“

„Wann ist sie ausgegangen?“

„Gegen 12 Uhr.“

Ohne Appetit esse ich, nachdem ich noch eine Zeit lang gewartet, allein, denn ich gehöre zu denen, welchen ohne Gesellschaft nichts schmeckt. Außerdem ist die Suppe angebrannt, der Braten geschmacklos, die Mehlspeise unter aller Kritik, der schwarze Kaffee die reine Wurde.

„Kommt meine Frau noch nicht?“ frage ich wütend.

„Keine Spur,“ antwortet die stets zungenfertige Anna.

„Wissen der gnädige Herr nicht, daß wenn die gnädige Frau Einkäufe besorgen geht, sie stets bis spät abends in der Stadt herumläuft?“

„Was geht dich das an . . . mach daß du 'rauskommst.“

„Ja, warum fragen Sie mich denn?“

„Zum Do — — mach daß du verschwindest . . .“

Die redselige Anna nimmt die Teller und „verschwindet.“

Barbanc! höre ich draußen die Teller auf der Erde in Scherben schlagen. Ich glaube der Teufel holt mich. Ich springe auf, laufe hinaus und schreie: „Hast du denn keine Augen?“

„Ja, warum schreien Sie auch so? Ich habe mich erschrocken und das kommt davon. Aber mein Gott, kein großes Unglück! Um ein paar Teller gleich solch einen Lärm zu machen!“

Es ist wirklich wahr; es hat keinen Sinn, sich wegen ein paar Scherben so zu ärgern.

„Sieh doch mal nach, ob die Frau noch nicht kommt, Anna,“ sage ich sanfter.

„Aber wo? Ich habe Ihnen ja gesagt, wenn die gnädige Frau ausgehen, dann bleiben sie bis . . .“

„Ich weiß, ich weiß schon . . .“

Böse lege ich mich aufs Sofa, nicke ein, mache wieder auf, lese die Zeitung, es wird dunkel, man bringt mir den Thee und von der „gnädigen Frau“ noch immer keine Spur. Endlich gegen acht Uhr abends erscheint sie, müde, blaß und hungrig.

„Um Gotteswillen, wie kannst du so leichtsinnig sein!“ rufe ich, „du wirst dir noch eine Krankheit zuziehen.“

Sie fühlt sich aber diesmal nicht beleidigt. Mit leuchtenden Augen zieht sie — ohne auf die Müdigkeit und den Hunger zu achten — einige Päckchen aus der Tasche, wirft sie auf den Tisch und sagt triumphierend:

„Siehst du, das sind die Früchte meiner heutigen Arbeit.“

„Es waren dies Proben von Seidenstoffen.“

„Du bist wohl in der ganzen Stadt herumgelaufen?“ frage ich.

„Gott bewahre! Ich war nur auf dem Theaterplatz.“

„Nur auf dem Theaterplatz! Als ob es dort nicht übergenug Läden gäbe!“

„Du wirst hungrig sein, Mariechen, isß schnell etwas.“

„Nein, nein, erst will ich dir die Proben zeigen. Wir müssen sie vergleichen, welche Farbe hast du am liebsten?“

Damit legt sie gegen hundert Stückchen Seide auf den Tisch, ordnet sie wie die Soldaten eins neben dem andern, schaut sie an, hebt sie einzeln zum Licht, hält sie an ihr Haar, ans Gesicht.

„Sage, rate mir, welche Farbe soll ich wählen?“ Als ob mir das nicht ganz gleich wäre!

„Laß mich in Ruhe — sage ich — „kaufe, was dir am besten gefällt, beeile dich nur damit.“

Aber dieser Protest half nur wenig. Ich mußte die Proben nach der Reihe ansehen, „raisonnieren“ und zuletzt für eine Farbe stimmen.

„Wenn du willst, schreibe ich an den Kaufmann und er schickt dir den Stoff her. Wo zu sollst du erst wieder hinlaufen und dich unnützerweise müde machen?“

„Nein, nein, das ist nicht nötig; ich gehe ganz gern ein bißchen spazieren, es ist ja so schönes Wetter,“ ruft sie ganz erschrocken.

„Aber du wirst bestimmt morgen kaufen?“

„Ganz bestimmt, sei versichert.“

. . . Der zweite, dritte, vierte, fünfte Tag, eine Woche, zwei vergingen. Jeden Tag ging meine Frau auf eine andre Straße, brachte alle Tage Proben nach Hause und Kleinigkeiten, die sie „bei Gelegenheit billig“ gekauft hatte.

Wenn ich ihr etwas sagen wollte, verschloß sie mir den Mund mit den vorwurfsvollen Worten: „Anstatt mir dankbar zu sein, daß ich dir ein paar Rubel ersparen will, machst du mir Vorwürfe. Oh, die Männer!“

„Die Männer sind immer so undankbar,“ fügte die redselige Anna hinzu.

Auf solch ein dictum acerbum mußte ich schweigen: mag sie machen, was sie will.

Die dritte Woche überraschte ein Platzregen meine Frau Gemahlin mitten auf der Straße, da sie wieder nach „billigem“ Stoffe suchte. Ganz durchnäßt kam sie nach Hause und brachte eine gründliche Erkältung mit. Der Arzt mußte geholt werden und es gab einige Tage ein höllisches Durcheinander im Hause. Und das war die Sparjamkeit!

Die Geschichte endete damit, daß ich einen zweiten Hundertrubelschein aus der Kasse nahm, in das Geschäft ging und das damals ausgewählte Kleid kaufte, wobei ich mich noch der Unzufriedenheit meines Weibchens aussetzte.

Dies gleich von allem Anfang zu machen, rate ich allen mir ähnlichen Ehemännern, bei denen es sich wirklich um eine Ersparnis handelt.

Kulinarisches vom Aal.

Von Fr. J. Sch.

Nachdruck verboten.

Nur im Mai, Juni, Juli, August sollte man Aale essen, da sie in dieser Zeit am schmackhaftesten sind, während sie von Oktober bis Ende März am fettesten, also auch viel schwerer verdaulich sind, doch kann man einige Aalgerichte, z. B. Aal mit Austern, nur in dieser Zeit zubereiten, da dann nur frische Austern zu haben sind und die eingemachten Austern sich weniger dafür eignen.

Der Aal lebt in Seen, Flüssen, Teichen, er verläßt sie zur Laichzeit, geht in das Meer und im Frühling kehrt die junge Brut in großen Scharen in das Süßwasser zurück.

Einzeln Aale erreichen eine Länge bis zu 1½ Meter und noch darüber, doch sind die sehr großen Aale nicht sehr schmackhaft; man wähle daher mittelgroße Aale, kaufe aber nie ganz kleine Aale, welche nicht schmackhaft sind.

Die Aale aus den Flüssen sind denjenigen aus den Teichen weit vorzuziehen, da die Teichale oft einen modrigen, unangenehmen Beigeichmack haben. Das Fleisch der Aale ist von vorzüglichem Wohlgeschmack, im ganzen aber schwer zu verdauen, auch widersteht es leicht beim häufigen Gewisse.

Die frühere Art die Aale zu töten und abzuführen war sehr grausam und ist das alte Verfahren jetzt als arge Tierquälerei streng verboten. Manche töten die Aale, indem sie sie einige Augenblicke mit kochendem Wasser überschütten lassen, doch am besten ist die von Thierchutzvereinen empfohlene englische Methode Aale zu töten, auch sind die auf diese Weise getöteten Tiere bei weitem schmackhafter, als die nach altem Brauche geschlachteten: in einen Eimer oder sonst ein tiefes Gefäß schüttet man Kochsalz, rührt dies mit Essig zu einem Brei an, thut die Aale hinein, deckt das Gefäß reich zu und beschwert den Deckel. Die Aale fahren einigemal rasch in dem Behälter umher und sind in kurzer Zeit tot. Nun läßt man sie noch etwa 2 Minuten in dem Gefäße liegen, wobei sie allen Schleim verlieren, reibt sie dann ab, zieht ihnen die Haut ab, nimmt sie aus, dabei vorsichtig die Galle entfernend, wäscht die Aale und bereitet sie dann zu.

Will man die Aale blau kochen oder braten, so kann die Haut daran bleiben, sollen sie aber zu einer kalten Speise verwendet oder erst am andern Tage gegessen werden, dann muß man die Haut unbedingt entfernen, da sie bald einen unangenehmen Geschmack annimmt und diesen dem Fleische mitteilt. Diese Regel gilt für alle Fische.

Der Bazar brachte schon manches Rezept zur Bereitung von Aalen, z. B. Aal-Suppen, Hamburger, wie einfache (Juni 1880), Aal à la reine (Juli 1881), Aal-Stew (Juni 1882), gebratener und gespickter Aal (1879 und 1884) und folgen noch einige Vorschriften für einfache sowohl wie für feine Küche.

Geräucherter Aal in Bier. 2—3 schöne große Aale werden 12 Stunden vor dem Kochen in Wasser gelegt. 1—1½ Liter gutes Weißbier, Gewürz, Pfefferkörner, 2 Chalotten, in Scheiben geschnitten, 2 Lorbeerblätter, die Schale einer halben Citrone, der Saft einer Citrone, etwas Butter, Estragon, Petersilie, 1 Theelöffel voll Zucker und Salz werden zum Kochen gebracht, der Aal wird gut abgewaschen, enthäutet und in 6—7 Cent. lange Stücke geschnitten, diese legt man in die Sauce und kocht sie langsam ½ Stunde, nimmt sie dann heraus, kocht die Sauce mit 1 Eßlöffel voll geschwigten Mehles zur Hälfte ein, seigt sie durch, legt den Aal nochmals in die ins Kochen gebrachte Sauce, läßt ihn 5—10 Minuten darin ziehen, nicht kochen, und richtet ihn in der Sauce an. Man giebt Salzkartoffeln mit Petersilie bestreut zu dem Aal.

Geschmorter Aal (einfache Küche). Der gereinigte Aal wird in beliebige Stücke geschnitten, diese werden mit etwas Citronensaft beträufelt, mit Salz und Pfeffer bestreut 1 Stunde zur Seite gestellt. Nach dieser Zeit spült man die Fische leicht ab, legt sie in eine starke Porzellanschüssel, legt einige Citronenscheiben darauf, giebt ½—1 Liter Fleischbrühe darunter, streut etwas gestopene Macisblüte, Salz und Zwiebackkrumen darüber, deckt die Schüssel fest zu, stellt sie auf einen Dreifuß in den Ofen und läßt den Aal langsam 1 Stunde schmoren. In der mit einer Serviette umschlungenen Schüssel wird der Aal serviert und giebt man Salzkartoffeln und Salat dazu.

Aal-Pastete (englisch). Ein Aal von etwa 500 Gr. wird gut vorbereitet, der Rückgrat wird ausgelöst, der Fisch dann in 5—6 Cent. lange Stücke zerlegt. Den Boden einer Pastetenform belegt man mit guter Fleischfarce, legt die Aalstücke darauf, bestreut sie mit Petersilie, welche man mit 1 Chalotte feinhackte, mit feingehackter Citronenschale (½ Citrone), geriebener Muskatnuß, Pfeffer und Salz, legt einen Blätterteigdeckel und Rand darüber. (Blätterteig-Sober April 79.) Den Teigdeckel formt man über einen verkehrten Teller, befestigt ihn mit Einweiß auf dem Rande, macht in der Mitte eine Öffnung wie ein 50 Pfennigstück groß, um die man einen Teigrand legt, stellt die Pastete in den Ofen und bäckt sie ¼ Stunde. Gleichzeitig bereite man von 1 Liter Fleischbrühe, 2 Gewürznelken, 1 Lorbeerblatt, fein gehackten Kräutern, Petersilie, welche man mit 5—6 Musserons hatte, eine Sauce, läßt sie 10 Minuten kochen, seigt sie durch, kocht sie noch ¼ Stunde, giebt dann unter beständigem Rühren 1 Eßlöffel voll Arrowroot, den man mit ½ Liter süßem Rahm verrührt, dazu, läßt dies auf dem Feuer heiß werden und giebt diese Sauce durch einen Trichter in die Öffnung des Teigdeckels und läßt die Pastete noch 10—15 Minuten backen. Gab es zu viel Sauce und nimmt die Pastete sie nicht alle auf, so verdickt man sie noch mit etwas Arrowroot, kocht sie 10 Minuten und serviert sie nebenher.

Polnischer Aal. Aus 2 Liter Wasser, Gewürz, Pfefferkörnern, Salz, Citronenschale, einigen Salz- und Petersilienblättern, etwas Estragon, 2 in Scheiben geschnittenen Chalotten, kocht man einen Sud, fügt 25—40 Gr. frische Butter hinzu, legt den in Stücke geschnittenen Aal hinein und kocht ihn gar. 3—4 Eßlöffel voll Wehl röstet man in 50—75 Gr. Butter goldbraun, fügt Salz, Gewürz, 2 Chalotten, einige Lorbeerblätter, Estragon, Basilikum, Thymian, ¼ Liter von dem Fischsud, ½ Liter Rotwein und den Saft einer Citrone hinzu, läßt diese Sauce 15—20 Minuten kochen, seigt sie durch und richtet sie über den Aalstücken an.

Aal à la crème. Die mittelgroßen Aale werden in Stücke geschnitten, in eine Kasserole gelegt, mit siedendem Wasser bedeckt, und so läßt man sie 3—4 Minuten ziehen, worauf man sie zum Abtropfen auf einen Durchschlag legt. Dann legt man sie in eine gerade passende, nicht zu große Kasserole, bestreut sie mit Salz, etwas weißem Pfeffer, Muskatnuß, fügt etwas Citronenschale hinzu, gießt so viel süßen Rahm darüber, daß der Aal eben bedeckt ist, und dämpft ihn langsam gar, richtet den Fisch dann auf erwärmter Schüssel an, fügt der Sauce etwas in Butter hellgeschwiztes Wehl hinzu, schmeckt nach dem Salze, schärft mit etwas Citronensaft, giebt die Sauce über den Aal und verzieren die Schüssel mit Semmel-Cronstaden, Citronenscheiben und Petersilie. (Fortsetzung folgt.)

Das persische Insektenpulver.

Nachdruck verboten.

Dies ist ein in Haus, Stall und Garten unentbehrliches Giftmittel zur Vertreibung von allerhand Insekten; es stammt vom Kaukasus, wo es unter dem Namen *Gutrita* schon lange bekannt ist und wo die Pflanze, von der es stammt, durch den 1879 verstorbenen Professor R. Koch aufgefunden und nach Europa gebracht wurde. Im Distrikt Alexandropol sind etwa 20 Dörfer beinahe ausschließlich mit dem Anbau der Pflanze und mit der Anfertigung des Pulvers beschäftigt, das erfahrungsmäßig auch aus den bei uns angebauten Pflanzen gewonnen und mit gleichem, vielleicht besserem Erfolg angewendet werden kann, als das sogenannte echte persische Insektenpulver. — Zuerst einige Worte über die Anwendung desselben!

Dies Pulver benützt man, wie bereits angedeutet, zur Vertreibung von Insekten und anderem Ungeziefer, indem man es da ausstreut, wo jene uns belästigen, in unseren Betten, zwischen die Haare der Hunde, auf Pflanzen, an denen sich Blattläuse u. a. angesiedelt haben u. s. w. Um Motten aus Polstern zu vertreiben, schneidet man die Leinwand oder dergl. auf und bläst das Pulver durch eine Papiervolle hinein, so daß es überall hindringt, oder man räuchert sie mit dem auf ein heißes Blech gestreuten Pulver durch und klopft sie aus, bestreicht auch die Gurte mit der aus dem Pulver bereiteten Tinktur und wiederholt solches Verfahren einigemal. Ameisen vollen sich zusammen, sobald sie mit dem Insektenpulver in Berührung kommen, und können sowohl auf Rasenplätzen, wie in Mistbeeten und in trockenen Räumen vertilgt werden. Jedenfalls ist das Pulver außerordentlich werthvoll, umso mehr, als es auf die Gesundheit des Menschen keinerlei schädlichen Einfluß ausübt, und weil jeder, der ein Stückchen Land oder Garten, oder auch nur einen mit Erde gefüllten Kasten an seinem Fenster besitzt, sich daselbe selbst bereiten kann.



Pyrethrum hybridum fl. pl.

Das persische Insektenpulver wird nämlich von einer Pflanze gewonnen, von der persischen Kamille, dem Flohgras, das auch kaukasische Wucherblume, botanisch *Pyrethrum roseum* und *P. carneum* M. Bieb. genannt wird. Die Pflanzen fanden sich zuerst 1837 in dem Katalog eines deutschen Handelsgärtners, Karl Appellius in Erfurt, und S. Maurer († 1886) in Jena war der erste, welcher auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam machte, nachdem sie schon lange in den Gärten als Zierpflanze gezogen war. Sie gehört der Familie der Korbblütler (*Compositae*), ist durchaus winterhart und ausdauernd, also eine Staude, und sehr leicht zu ziehen. In ihrem Vaterlande, am Kaukasus und auf den Gebirgen Persiens, kommt sie in einer Höhe von 2000—3000 m über dem Meere wildwachsend vor; in unseren Gärten nimmt sie mit beinahe jedem Boden vorlieb.

Wer die Fabrikation des Pulvers gewerbsmäßig betreiben will, wird folgendes beachten müssen: Der Same ist in jeder besseren Samenhandlung vorrätig und wird gewöhnlich im Mai im kalten Mistbeet oder bis zum August im Freien auf einem sonnigen Beet sehr dünn ausgesät und nur ganz wenig mit Erde bedeckt; wenn das Land stets feucht gehalten wird und der Same frisch ist, was unbedingt notwendig, dann geht er bald auf. Die Sämlinge werden, sobald sie sich fassen lassen, auseinander gepflanzt (verstopft oder pikiert) und zwar wiederum auf einem sonnigen Beet in Entfernungen von 2—3 cm; sie sind im Sommer feucht zu halten und in den ersten Tagen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Hier kann man sie bis zum nächsten Frühjahr stehen lassen oder auch, nach der Aussaat im Frühjahr, sie noch im Sommer auf das ihnen bestimmte Beet versetzen. Dasselbe soll eine sonnige Lage haben und aus einem nahrhaften, aber nicht frisch gebüngten Boden bestehen, welcher im Jahre zuvor 60 cm tief rigolt, dann gebüngt und mit Hackfrüchten bebaut war; er wird dann auch ziemlich frei von Unkraut sein. — Gewöhnlich setzt man die Pflanzen im Frühjahr in vier Reihen auf 1,3 m breite Beete, 25 bis 30 cm weit auseinander, gießt bis zum Herbst reichlich, später nicht mehr, und deckt sie über Winter, nachdem der Boden eingefroren, zum Schutz gegen Temperaturwechsel mit Laub und Tannenreisig. Im folgenden Jahre und ferner werden die Pflanzen hier freudig wachsen und aus jedem Wurzelhals 6—8 Blütenstengel, jeder mit 2—3 Blüten sich entwickeln, welche im Mai erscheinen und überall gern gesehen werden. Die Blütezeit erstreckt sich auf mehr als einen Monat, weil die Blumen sich nach und nach ausbilden. Zur Bereitung des Insektenpulvers müssen sie gleich nach ihrer vollkommenen Entwicklung gepflückt werden, weil sowohl halb- ausgeblühte wie auch verblühende Blumen nur schlecht wirken, denn der den Insekten schädliche, weil widrige Nischstoff liegt nur im Blütenstaube, im Pollen; dieser muß also voll entwickelt, darf aber von Wind und Insekten noch nicht abgestreift sein. — Die Ernte, das Abschneiden der Blütenköpfe, geschieht am besten morgens, sobald der Nachtau abgetrocknet ist, jedenfalls immer nur bei trockenem Wetter. Die abgepflückten Blumen werden in einem trockenen aber luftigen Raume getrocknet, was durch öfteres Wenden erleichtert wird; während ungünstiger nasser Witterung können auch Wohnräume und Feuerwärme zum Trocknen benützt werden, das im allgemeinen innerhalb



Pyrethrum roseum fl. pl.

4—5 Tagen abgeschlossen sein sollte. Selbstverständlich ist jede Aufschichtung und dadurch entstehende Gährung der Blumen zu vermeiden, sie würde die nützlichen Eigenschaften des Pulvers vollständig vernichten. Das persische, auch kaukasische Insektenpulver erhält man durch das Mahlen der getrockneten Blumen auf einer Hand- oder bei ausgeübtem Betriebe auf einer größeren Mühle. Man hat berechnet, daß drei Teile frische Blumen ein Teil Trockensubstanz oder ungefähr 2000 Blumen ein Kilo Pulver liefern, das man, um es frisch zu erhalten, in Gläser füllt und bis zum Gebrauch dicht verschlossen aufbewahren sollte. Das sogenannte echte persische Insektenpulver wird häufig mit Blüthenpulver anderer Pflanzen derselben Familie verfälscht, was man nur durch das Mikroskop entdecken kann, unter welchem die Pollenkörner des *Pyrethrum* breit und stumpf, die anderer Kompositen aber zugespitzt erscheinen. Übrigens können die Blumen der in Süddeutschland wildwachsenden *Pyrethrum cinerariaefolium* Trevir. und der bei uns häufig vorkommenden *Anthemis cotula* L., die stinkende Kamille, als gut wirkende Surrogate des Insektenpulvers benützt werden; ersteres giebt das dalmatinische Insektenpulver (Samen bei Haage und Schmidt in Erfurt), letztere wächst auf Schutt und Brachäckern und riecht genügend widrig, um das Ungeziefer zu vertreiben. Seitdem die kaukasische Wucherblume bei uns als Zierpflanze eingeführt worden, hat die Kultur aus jenen rosa- oder fleischfarbigen einfachen Blumen zahlreiche Spielarten mit bedeutend größeren Blüten gewonnen, auch regelmäßig gefüllt blühende, (s. Abbildung: *Pyrethrum hybridum* fl. pl. von Haage u. Schmidt in Erfurt), deren Farben von reinem Weiß und hellem Rosa bis zum dunkelsten Blaurosa wechseln; sie werden zur Bepflanzung der Blumenbeete verwendet und blühen vom Juni ab lange Zeit hindurch; man kann sie durch Teilung der Stücke wie durch Samen vermehren und sollte sie im übrigen so ziehen, wie oben für die einfachen *Carneum* und *Roseum* empfohlen wurde. Weniger bekannt ist *Pyrethrum Tschilatschewi* Rgl., eine ganz feinkörnige moosartig belaubte, niedrige Art aus Kleinasien, die auch in dem steriksten Boden noch genügend üppig wächst; sie würde für unsere Teppichbeete zu verwenden sein. — Eine andre mehr bekannte und leider in den Gärten allzuviel verwendete Art ist *Pyrethrum partheniifolium* Willd. var. *aurea*, eine niedrige Pflanze mit goldgelben Blättern, die unseren Gartenbesitzern, namentlich denen, die ohne ein Teppichbeet nicht leben können, unentbehrlich geworden sind, die aber neben den mit ihnen nicht im harmonischen Kontrast stehenden Farben einen abstoßenden, wirklich gemeinen Eindruck machen, während sie neben Rosa und Violett, selbst neben dem violett angehauchten Blau einer *Lobelia grandiflora* *superba* reizend aussieht. — Es sind aber nur die Blätter, welche hier durch ihre leuchtend gelbe Farbe wirken sollen, weshalb man die weißen Blumen abschneidet, sobald sie sichtbar werden. Man vermehrt *P. partheniifolium* aureum gewöhnlich jährlich aus Samen, die schon im Februar im Vermehrungshause in Schalen oder im warmen Mistbeet auszusäen sind; die Sämlinge werden verstopft und dann nach und nach abgehärtet, damit sie im Frühjahr unbeschädigt ins Freie gesetzt werden können. Hat man einige Pflanzen im Warmhause überwintert, so können diese durch Stecklinge vermehrt werden. — Eine neuere Sorte ist *Aureum selaginoides*, sehr niedrig mit goldgelber Belaubung, die durch ihre Feinheit an *Selaginella*, eine Verwandte des Moosfarne, erinnert. — Die Samen sämtlicher hier genannter Pflanzen sind bei den Herren Haage und Schmidt in Erfurt vorrätig.

4—5 Tagen abgeschlossen sein sollte. Selbstverständlich ist jede Aufschichtung und dadurch entstehende Gährung der Blumen zu vermeiden, sie würde die nützlichen Eigenschaften des Pulvers vollständig vernichten.

Das persische, auch kaukasische Insektenpulver erhält man durch das Mahlen der getrockneten Blumen auf einer Hand- oder bei ausgeübtem Betriebe auf einer größeren Mühle. Man hat berechnet, daß drei Teile frische Blumen ein Teil Trockensubstanz oder ungefähr 2000 Blumen ein Kilo Pulver liefern, das man, um es frisch zu erhalten, in Gläser füllt und bis zum Gebrauch dicht verschlossen aufbewahren sollte.

Das sogenannte echte persische Insektenpulver wird häufig mit Blüthenpulver anderer Pflanzen derselben Familie verfälscht, was man nur durch das Mikroskop entdecken kann, unter welchem die Pollenkörner des *Pyrethrum* breit und stumpf, die anderer Kompositen aber zugespitzt erscheinen. Übrigens können die Blumen der in Süddeutschland wildwachsenden *Pyrethrum cinerariaefolium* Trevir. und der bei uns häufig vorkommenden *Anthemis cotula* L., die stinkende Kamille, als gut wirkende Surrogate des Insektenpulvers benützt werden; ersteres giebt das dalmatinische Insektenpulver (Samen bei Haage und Schmidt in Erfurt), letztere wächst auf Schutt und Brachäckern und riecht genügend widrig, um das Ungeziefer zu vertreiben.

Seitdem die kaukasische Wucherblume bei uns als Zierpflanze eingeführt worden, hat die Kultur aus jenen rosa- oder fleischfarbigen einfachen Blumen zahlreiche Spielarten mit bedeutend größeren Blüten gewonnen, auch regelmäßig gefüllt blühende, (s. Abbildung: *Pyrethrum hybridum* fl. pl. von Haage u. Schmidt in Erfurt), deren Farben von reinem Weiß und hellem Rosa bis zum dunkelsten Blaurosa wechseln; sie werden zur Bepflanzung der Blumenbeete verwendet und blühen vom Juni ab lange Zeit hindurch; man kann sie durch Teilung der Stücke wie durch Samen vermehren und sollte sie im übrigen so ziehen, wie oben für die einfachen *Carneum* und *Roseum* empfohlen wurde.

Weniger bekannt ist *Pyrethrum Tschilatschewi* Rgl., eine ganz feinkörnige moosartig belaubte, niedrige Art aus Kleinasien, die auch in dem steriksten Boden noch genügend üppig wächst; sie würde für unsere Teppichbeete zu verwenden sein. — Eine andre mehr bekannte und leider in den Gärten allzuviel verwendete Art ist *Pyrethrum partheniifolium* Willd. var. *aurea*, eine niedrige Pflanze mit goldgelben Blättern, die unseren Gartenbesitzern, namentlich denen, die ohne ein Teppichbeet nicht leben können, unentbehrlich geworden sind, die aber neben den mit ihnen nicht im harmonischen Kontrast stehenden Farben einen abstoßenden, wirklich gemeinen Eindruck machen, während sie neben Rosa und Violett, selbst neben dem violett angehauchten Blau einer *Lobelia grandiflora* *superba* reizend aussieht. — Es sind aber nur die Blätter, welche hier durch ihre leuchtend gelbe Farbe wirken sollen, weshalb man die weißen Blumen abschneidet, sobald sie sichtbar werden.

Man vermehrt *P. partheniifolium* aureum gewöhnlich jährlich aus Samen, die schon im Februar im Vermehrungshause in Schalen oder im warmen Mistbeet auszusäen sind; die Sämlinge werden verstopft und dann nach und nach abgehärtet, damit sie im Frühjahr unbeschädigt ins Freie gesetzt werden können. Hat man einige Pflanzen im Warmhause überwintert, so können diese durch Stecklinge vermehrt werden. — Eine neuere Sorte ist *Aureum selaginoides*, sehr niedrig mit goldgelber Belaubung, die durch ihre Feinheit an *Selaginella*, eine Verwandte des Moosfarne, erinnert. — Die Samen sämtlicher hier genannter Pflanzen sind bei den Herren Haage und Schmidt in Erfurt vorrätig.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 79.

In einer mehrklassigen Lotterie kostete ein durch alle Klassen gehendes Los 300 M.; der Einsatz zur letzten Klasse betrug 69 M., in jeder vorhergehenden aber stets 9 M. weniger.

Wie viel Klassen hatte die ganze Lotterie und welcher Betrag wurde für das Los zur ersten Klasse bezahlt?

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 77 Seite 280.
Die Gesellschaft bestand aus 24 Damen und jede zahlte als Beitrag 5 Thaler. Der Aufgabe liegt eine leichte Gleichung zweiten Grades zu Grunde:

$$\begin{aligned} x(x-19) &= 120 \\ x^2 - 19x &= 120 \\ 4x^2 - 76x &= 480 \\ 4x^2 - 76x + 361 &= 841 \\ 2x - 19 &= 29 \\ x &= 24. \end{aligned}$$

Auflösung des Rätsels Seite 280.
Rügen.

Korrespondenz.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. R. E. in D. Zu Glanzstärke für Wäsche wird folgende Appreturmasse empfohlen: Man kocht eine Mischung von 90 Teilen Natrat, 50 Teilen Gummi arabicum, 50 Teilen Borax, 125 Teilen weißem Glycerin und 725 Teilen destilliertem Wasser so lange, bis eine gleichmäßige Masse entsteht und sich alles aufgelöst hat, und füllt die Masse, wenn sie abgekühlt ist, in Flaschen, welche man gut verschließt. Diese Mischung wird bei der Verwendung Stärke beigefügt, indem man 40 Theelöffel davon auf jeden Liter Wasser giebt, in welchem die Stärke durch Kochen aufgelöst wurde.

Rosmetik und Gesundheitspflege. Fr. D. in V. Wir haben oft genug erklärt, daß wir grundsätzlich ärztlichen Rat nicht erteilen. Die Urtiaden der Migräne können sehr verschiedene sein und demgemäß wird die ärztliche Behandlung, die erst nach erfolgter Ursache zur Wahl des Heilmittels freier ist, nach jedem einzelnen Fall richten. Vorübergehenden Erfolg bei Migräneanfällen haben ja bekanntlich Hausmittel, wie das Bestreichen der Stirn mit Pfefferminzampfer — dem bekannten Migränestift —, durch solche Mittel ist die Krankheit selbst aber nicht zu heben. Ein anderes weniger bekanntes Hausmittel ist der Genuß von Kochsalz, von dem beim Seemannsbesuch ein halber bis ein voller Theelöffel voll genommen und hinterher etwas Wasser gerunkelt wird. Dies soll besonders bei denjenigen Migräneanfällen mit günstigem Erfolge angewendet werden, welche mit dem Gefühl von Völle und Aufreibung des Magens, Brechneigung u. eingeleitet werden.

Haushalt und Küche. Fr. W. Z. in L. Das sogenannte „Vanillin“, Ertrag der Vanille, ist der künstlich auf chemischem Wege aus dem Rindenast von Fichten u. e. hergestellte Nischstoff der Vanillebohnen. Das Vanillin wird von Haarmann und Reimer in Holzwinden fabriciert und ist in allen größeren Drogenhandlungen und Apotheken zu haben. Vanillin ist im Verhältnis zu seiner Ergiebigkeit den Vanillebohnen gegenüber, welche vor diesem Stoff nur sehr geringe Mengen enthalten, viel billiger als das Naturprodukt. Das Vanillin verwendet man für gewöhnlich nicht rein, sondern mit Zuckerpulver stark verbummt und verrieben. Um Vanille zu sparen, kann man so verfahren, daß man eine Vanillebohle in ein langes mit Zuckerpulver gefülltes Glaschen steckt und es gut verkorft. Die Vanille durchdringt den Zucker, der noch ein paar mal durch neuen Zucker ersetzt werden kann, ehe die Vanille ihren köstlichen Duftstoff ganz an den Zucker abgegeben hat. — Fr. D. W. Es werden auch heute noch Früchte in Honig eingemacht, indes ist die Vorliebe dafür im allgemeinen nicht sonderlich vorhanden, abgesehen davon, daß wir im Zucker ein viel billigeres Material haben. Ein Rezept zum Einmachen von Stachelbeeren in Honig lautet: 1 Kilo reife grüne Stachelbeeren, von denen Stiele und Blüten entfernt sind, werfe man in kochendes Wasser, welchem Salz und Essig, je ein Theelöffel voll, zugefügt wird. Dann werden die Beeren herausgenommen und in kaltes Wasser gethan. Wenn dieselben erkalten sind, werden sie auf ein leinenes Tuch zum Abtropfen gelegt, ohne daß sie sich brühen. Nun wird 1/2 Kilogr. Honig in einem irdenen Topfe am Feuer zum Kochen gebracht und die Beeren dann vorsichtig hineingeschüttet. Nachdem sie kurze Zeit gezogen, nicht gekocht haben, damit sie nicht plagen, entfernt man den Topf vom Feuer. Am nächsten Tage werden die Beeren mit einem Holzlöffel aus dem Honig genommen, der Honig mit 1/2 Kilo Zucker nochmals gekocht, abgeschäumt und wenn er dickflüssig ist, die Beeren wieder hineingethan. Sind sie vollständig mit Honig umgeben, so werden sie heiß mit Vorsicht in die Gläser gebracht, oben auf dieselbe ein arakgetränktes Papier gelegt und verbummt.

Verschiedenes. Bertha in W. Allerdings kann man auch Tintenfische in Seewasser-Aquarien im Zimmer halten. B. G. Hoffmann, welcher in der Zeitschrift „Fis“ (April — Mai) die Anlage und Behandlung von Seewasser-Aquarien beschreibt, sagt, daß im Aquarium zur Entwicklung gebrachte Tintenfische sich lange Zeit erhalten und in ihren Jugendformen als interessante und dankbare Bewohner zeigen, daß sie jedoch, sobald sie größer werden, ihrer Gefräßigkeit, Raublust und Wildheit wegen entfernt werden müssen. — Fr. G. in W. Eine direkte Bezugsquelle für aus lithographischem Stein hergestellte Gegenstände: Tischplatten, Unterlässe u. zum Leben bestimmt, ist uns nicht bekannt. Wir hoffen, durch Ihre hier zum Abdruck gelangende Frage solche Quellen zu erlangen. — Zuntzler äßt man mit verdünntem Scheidewasser (1 Teil Scheidewasser mit 3 Teilen Wasser gemischt). Die Ätzung hiermit ist in 1 1/2—2 Stunden hinreichend tief geworden. — Brunette Berlinerin. Auf Ihren Wunsch bringen wir nebenstehend das Porträt der gezeierten Künstlerin Frau Hedwig Niemann-Nabe (geb. 1844), einst die Nachfolgerin der Hofmann, ist sie zur Zeit die erste muntere Salon-dame; doch auch als Naive sieht man sie heute noch sehr gern. Die Künstlerin besitzt in gleichem Maße Temperament wie Besonnenheit, eine Mischung, welche ihr Talent unerschöpflich macht. Zweifellos hat sie noch eine ruhmvolle Zukunft und wird in nicht allzu fernere Zeit in Mutterrollen eine der hervorragendsten Schauspielerinnen sein. Das deutsche Theater, dessen Zierde sie bisher gewesen ist, hat viel mit ihr verloren. Vom nächsten Jahre ab gehört die Künstlerin dem neuen



Varnachischen Volksschauspielhaus an. — Abonnentin in Ungarn. Adressen größerer Liqueurfabriken Nord- und Südamerikas sind uns nicht bekannt. Vielleicht veranlaßt diese Notiz Besserunterrichtete, Ihre Frage zu beantworten. — Prof. Dr. L. F. in K. Die Schreivmaterialienhandlung von Heinrich Schulze, Berlin W., Behrenstraße 28, führt nach verschiedenen Systemen konstruierte Schreibmaschinen und wird, wenn Sie sich direkt an dieselbe wenden wollen, gewiß gerne Ihnen die für Ihre Zwecke ausreichende Maschine zum Ankauf in Vorschlag bringen. — H. W. in T. Als wirksam dekorativer Schmuck von Treppenhäusern, Wohnräumen u. dergleichen empfänglich gegen Witterungseinflüsse ist, hat sich die unter dem Namen *Vincrusta* in Hannover fabricierte Relief-Tapete seit Jahren bewährt. Die mit gutgewählten Mustern decorierte *Vincrusta* kann ohne Nachteil mit Seife, selbst mit verdünnten Säuren gereinigt werden, was besonders für Räume, die zeitweilig einer Desinfektion unterworfen werden müssen, von Wichtigkeit ist. Die Preise der *Vincrusta* sind neuerdings wesentlich herabgesetzt, jedoch ihrer allgemeinen Verwendung nichts im Wege steht. — Langi. Abonnentin Belgard. 4 Mark pro Quartal kostet der „Bazar“, wenn wir Ihnen jede Nummer unter Kreuzband zusenden.

Anfragen. Fr. Th. P. in Z. wünscht zu wissen, woher das im Orient gebrauchte Haarfarbmittel *Rasticopetra* echt zu haben ist. Wir bitten unsere in Konstantinopel ansässigen Leserinnen um freundliche Auskunft. Welche Konservfabriken liefern eingemachtes Kompot von Rhubarberstiefeln? Gräfin M. in S.

Buntes Allerlei.

Schach.

Aufgabe Nr. 203.

Von A. F. Madenzie.
Erster Preis in einem der letzten amerikanischen Problemtourniere.

Schwarz.

	a	b	c	d	e	f	g	h	
8	♔							♚	8
7		♞		♞					7
6		♜					♞		6
5			♞						5
4									4
3				♜	♚	♞			3
2							♞		2
1									1
	a	b	c	d	e	f	g	h	

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

- Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 201 Seite 280.**
Weiß.
1. L g 5 n e 7.
Schwarz.
1. K e 3 - d 4.
Weiß.
2. D c 8 - b 8.
Schwarz.
2. Beliebig.
Weiß.
3. D. oder L. matt.
A.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. K e 3 - f 2.
Weiß.
2. D c 8 - g 8.
Schwarz.
2. Beliebig.
Weiß.
3. D. matt.
B.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. d 6 - a 5.
Weiß.
2. L e 7 - h 4.
Schwarz.
2. Beliebig.
Weiß.
3. D. oder L. matt.

Füllrätsel.

*	i	*	*	*	*	e	*
*	a	*	*	*	*	e	*
*	a	*	*	*	*	i	*
*	*	a	*	*	*	l	*
*	*	*	c	*	l	*	*
*	*	m	*	*	*	n	*
*	*	o	*	*	*	l	*
*	e	*	*	*	*	e	*
*	e	*	*	*	*	t	*

Die Sternchen und Punkte sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß die wogeredzten Reihen bezeichnen: 1. einen bekannten Vaberoort, 2. eine Provinz Italiens, 3. einen Berg im Salzammergort, 4. einen Schlachtort in Thessalien, 5. eine Stadt in Spanien, 6. einen holländischen Maler, 7. einen französischen Tragiker, 8. einen berühmten deutschen Lieddichter, 9. einen vielseitigen deutschen Naturforscher der Gegenwart. — Nach richtiger Lösung nennen die für die Punkte gesetzten Buchstaben einen deutschen Schriftsteller.